

DIE MEISTER SINGER VON NÜRNBERG

RICHARD WAGNER

DIE MEISTERSINGER VON NÜRNBERG

OPER IN DREI AUFZÜGEN
MUSIK UND TEXT VON Richard Wagner

URAUFFÜHRUNG

21. Juni 1868
Hof- und Nationaltheater München

BERLINER ERSTAUFFÜHRUNG

1. April 1870
Königliche Hofoper Unter den Linden

PREMIERE DER NEUINSZENIERUNG

3. und 4. Oktober 2015
Staatsoper im Schiller Theater

INHALT

HANDLUNG	4
SYNOPSIS	11
ICH BESCHLOSS DIE AUSFÜHRUNG DER MEISTERSINGER	
Richard Wagner	17
MEISTERGESANG	
Horst Brunner	27
BUCH VON DER MEISTER-SINGER HOLDSELIGER KUNST	
Johann Christoph Wagenseil	31
ÜBER SCHAUSPIELER UND SÄNGER	
Richard Wagner	38
EIN DEUTSCHES LESEBUCH	43
PRODUKTIONSFOTOS	94
ZEITTAFEL	116

Produktionsteam und Premierenbesetzung 122

Impressum 123

HANDLUNG

1. AUFZUG

4

Die würdigen Bürger der Stadt rüsten sich in der Kirche für das morgige Johannisfest, und zugleich fiebert die städtische Jugend der Johannisnacht entgegen, der heidnischen Nacht der Liebespaare, der großen Wünsche und Wunder und der himmlischen Räusche.

Der frisch in die Stadt gezogene Landadlige Walther von Stolzing stellt selbst in der Kirche der Tochter seines Geschäftspartners, des Goldschmiedemeisters Pagner, nach. Am Vorabend sahen die beiden einander erstmals, und auf diesen ersten Blick scheinen sie sich ihrer Liebe sicher zu sein. Aber Stolzing wird von der mütterlichen Begleiterin Evas, von Magdalene, aufgeklärt, dass Eva einzig und allein einen Meistersinger heiraten dürfe, und am besten den, der das Wettsingen der Meistersinger am nächsten Tag zu Ehren des Johannisfestes gewinnt.

Stolzing bleibt nichts anderes übrig, als an diesem einem Tag die Meistersingerwürde zu gewinnen, kann er doch sonst am nächsten Tag nicht um Eva werben.

Der von Magdalene favorisierte Lehrbube des bekannten Meistersingers Hans Sachs, David, soll helfen. David belehrt den Ritter ausführlich über die Unzahl der notwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten im Singen und Reimen des Meistergesangs, um alle Prüfungen bis zum Meister bestehen zu können. Das alles ist für Stolzing in der Kürze der Zeit völlig unmöglich, doch eine Chance eröffnet sich ihm, denn Meister kann werden, »der zu Wort und Reimen, die er erfand, aus Tönen auch fügte eine neue Weise, der wird als Meistersinger erkannt«. Eigene Worte und eigene Melodie sind dem Sänger zugestanden, aber die Form des Meistergesangs muss

dennoch genau eingehalten werden. Das ist die Bedingung, um in einem Sprung die Meisterwürde zu erlangen und in die Zunft aufgenommen zu werden.

Inzwischen sind die Vorbereitungen für eine Versammlung der Meistersinger in vollem Gange. Dabei wird Pagner vom Stadtschreiber Beckmesser bedrängt, dass er auf den Wettgesang um seine Tochter verzichten und ihn stattdessen bei seiner Werbung um Eva unterstützen soll. Stolzing unterbricht die beiden Meistersinger, und zum sichtlichen Wohlgefallen Pagners und unverhohlenen Ärger Beckmessers erklärt er seinen dringlichen Wunsch, heute noch in die Zunft der Meistersinger aufgenommen zu werden. Als die zwölf Meistersinger versammelt sind, verkündet Pagner feierlich, seine Tochter und sein Geschäft zum Siegespreis des Wett-singens zu bestimmen. Die Meistersinger werden den Sieger küren, das letzte Wort soll zwar seine Tochter haben dürfen, aber einen anderen Mann als einen zünftigen Meistersinger soll sie niemals ehelichen. Hans Sachs, der erfolgreichste und wirkmächtigste Meistersinger, traut dem Kreis der Meister kein Urteil zu, dem auch Eva zustimmen wird, geht es doch um Kunst und Liebe. Deshalb schlägt er vor, in diesem Falle erstmalig das zuhörende Volk zum Preisrichter zu berufen, da Volk wie Eva gleich unbeeindruckt von des Meistergesanges Regeln ihrem Herzen folgen und so eine rechte Wahl treffen würden.

Das ist den Meistersingern zu kühn und ungewöhnlich, wider alle Tradition. Sie verwerfen den Vorschlag von Hans Sachs. Besonders vehement weist Beckmesser das Ansinnen zurück. Er wittert in Sachs den Konkurrenten und fürchtet dessen Beliebtheit als Dichter von volkstümlichen Liedern.

Die Meister kehren zur Tageordnung zurück, und das ist der Moment für Stolzing, sich, unterstützt von Pagner und Sachs, vorzustellen und um die Aufnahme in die Zunft zu bitten. Er darf sein Lied vortragen. Stolzing setzt alles auf seine sängerische und dichterische Improvisationsgabe,

5

und er vertraut dem mitreißenden Schwung seiner Gefühle, aber das strenge Regelwerk des Meistergesangs wird ihm zur Falle, in der er sich rettungslos verfängt. Akribisch notiert der argwöhnische Beckmesser die Unzahl der Regelverstöße und unterbricht dann sogar den Gesang. Hans Sachs indes ist berührt und aufgestört von diesem neuartigen Gesang und erzwingt zumindest, dass Stolzing sein Lied gegen den Protest der anderen Meister beenden darf. Doch unter dem Spott der Lehrbuben wird das vernichtende Urteil über Stolzings Gesang gesprochen: »Versungen!«. Um Stolzings Glück und Evas Zukunft sieht es düster aus.

2. AUFZUG

Die Lehrbuben ziehen schon durch die Straßen der abendlichen Stadt, die Wundernacht herbei wünschend, Abenteuer suchend. Da kommt ihnen das heimliche Pärchen David und Magdalene gerade recht. Voller Spottlust und Neid machen sie sich über die Beiden lustig und beginnen mit dem wütenden David Streit. Sachs jagt sie allesamt auseinander und befiehlt seinen Lehrbuben ins Haus.

Auch Pogner ist mit Eva vor das Haus getreten. Pogner grübelt, ob sein Plan bedacht und gut war und möchte sich mit Sachs beraten. Eva will vom Vater nur wissen, was mit Stolzing geschah. Pogner schweigt sich aus und lässt Eva im Ungewissen allein. Magdalene berichtet ihr, dass Stolzing gescheitert sei. In ihrer Not hofft sie Rat bei Sachs zu finden.

Sachs verlangt von David die Schusterbank. Eigenhändig will er den Schuh für Beckmesser richten, doch der Auftritt Stolzings lässt ihm keine Ruhe, denn dessen Gesang war unvergleichlich seinem eigenem Meistergesang und berührte ihn doch tief. Sachs freut sich am Fremden und findet darin, in der Anerkennung des Anderen, seine eigene Ruhe wieder. Jetzt kann er sich getrost den Schuhen Beckmessers widmen.

Eva sucht seinen Rat, ohne ihre Gefühle preiszugeben. So gerät das Gespräch zu einem gegenseitigen Aushorchen. Sachs will wissen, ob sich Eva mit Beckmesser, dem einzig ledigen Meistersinger, als Ehemann einverstanden zeigen würde, Eva hingegen, ob nicht der verwitwete Sachs selbst als Bewerber und Freier auf den Plan treten könnte. Sachs verzichtet auf Eva, und Eva lehnt Beckmesser ab. Beiden wird klar, dass Eva allein mit Stolzing glücklich werden will. Eva verlässt Sachs unberaten, doch Sachs ist entschlossen, ihr und Stolzing zu helfen.

Stolzing hilft sich selbst und macht sich auf, Eva zu entführen, und Eva wirft sich ihm beglückt in die Arme. Aber auch Beckmesser will die Nacht für sich nutzen und mit einem Ständchen Eva für sich gewinnen. All das beobachtet Hans Sachs aus dem Schutze seines Hauses heraus und greift kräftig und lustvoll in das nächtliche Geschehen ein. Erst hindert er geschickt Stolzing und Eva daran, ungesehen der Stadt zu entfliehen, dann knöpft er sich Beckmesser vor, der mit seinem Gesang anheben will, daran aber von dem mächtig lossingenden Sachs übertönt wird. Dem Schusterlied von Sachs ist Beckmesser nicht gewachsen. Er ist um sein heimliches Ständchen gebracht. Wütend lässt er seinem Hass auf Sachs freien Lauf. Abrupt endet Sachs sein Lied. Sachs schlägt Beckmesser vor, er solle sein Ständchen für Eva ruhig singen, aber er würde jeden Regelfehler von ihm mit einem Schlag auf den Schuhleisten ahnden. Beckmesser muss dem Vorschlag zustimmen, wobei er aber übersieht, dass die sich in Pogners Haus am Fenster zeigende Frau nicht Eva, sondern die verkleidete Magdalene ist. Beckmesser singt, und unnachgiebig merkt Sachs mit kräftigen Schlägen auf den Schuhleisten jeden der vielen Fehler an. Gebannt verfolgt in ihrem notdürftigen Versteck das Liebespaar das immer hitziger und lauter werdende Duell. Beckmesser schnappt fast über, und genau in diesem Moment erblickt David aus seinem Zimmer den vor seiner Magdalene lautenschlagenden Beckmesser. David stürzt sich

auf Beckmesser, Magdalene schreit um Hilfe, alle Welt wacht auf, dringt zu Pogners Haus vor; jeder bezichtigt jeden des Lärms – Zeit, alte Rechnungen zu begleichen; uralte Fehden brechen auf, Bürger schlägt auf Bürger ein, das Chaos siedet. Stolzing und Eva laufen Gefahr, in diesem Strudel mitgerissen und erkannt zu werden. Das begreift auch Sachs, und so wirft er sich ins Getümmel, trennt das Paar und zieht Stolzing gewaltsam in sein Haus. Gleichzeitig sorgen besonnenere Bürger mit kräftigen Wassergüssen aus den umliegenden Häusern für die dringende Abkühlung. Ernüchtert trollen sich alle von der Walstatt. Die städtische Obrigkeit trifft in Person des Nachtwächters verspätet auf dem Schlachtfeld ein und reibt sich angesichts der Verwüstungen verwundert die Augen.

3. AUFZUG

Sachs hat die Nacht durchwacht. Aus seiner tief-sitzenden Nachdenklichkeit kann ihn auch der reumütige David nicht reißen. Erst langsam formen und fügen sich die Gedanken des Meistersingers zu einer Analyse der nächtlichen Ungeheuerlichkeiten und seiner Mitschuld. Er war es, der »an des Wahnes Faden zog«, der dann zu rasen begann in der Johannisnacht, die Menschen um ihn herum verführte, sie beutelte und sie zueinander und gegeneinander in der Nacht der Schrecken und Zaubermächte trieb. Nun gilt es für Sachs am Johannistag, seinen Wahn wie den der Anderen so zu bändigen, dass ein vernünftiges Zusammenleben möglich und das Wilde und Zerstörerische gebannt wird.

Mit Stolzing, seinem nächtlichen Gast, dem ein wunderschöner Traum neue Zuversicht eingeflößt hat, erwägt er dessen Möglichkeiten, trotz aller Widerstände am Wettsingen teilzunehmen. Der Traum Stolzings scheint Sachs der geeignete Gegenstand für ein Meisterlied. Stolzing erzählt den Traum, und Sachs formt ihn den Meisterliederregeln gemäß. Stolzing

folgt den Regeln, und sie gehen ihm leicht von der Hand. Der Traum wird zur Poesie umgeschmolzen. Sie beschließen, mit diesem Lied das Wettsingen zu wagen.

Beckmesser sucht Sachs auf und will ihn zur Rede stellen. Doch statt Sachs findet er das Manuskript des Werbe-
liedes von Stolzing in der Handschrift von Sachs. Beckmesser glaubt nun, dass Sachs doch um Eva freien wird. Die momentane Abwesenheit von Sachs nutzend, stiehlt er schnell entschlossen die Handschrift, um dann dem hinzukommenden Sachs sein nächtliches Handeln vorzuwerfen. Sachs hört es sich an, entdeckt dabei den Diebstahl, den Beckmesser nicht leugnet, wähnt er sich doch dazu berechtigt, da ja Sachs erklärt habe, nicht um Eva zu freien.

Sachs schenkt ihm das Lied und versichert, weder am Wettsingen teilzunehmen noch jemals zu behaupten, das Lied sei von ihm. Beschwingt und siegessicher tanzt Beckmesser davon.

Bedrückt und ratlos dagegen erscheint Eva unter einem Vorwand bei Sachs. Will sie ihn doch noch einmal überzeugen, um sie zu werben, oder sucht sie Stolzing? Stolzing löst alle Ungewissheit. Mit der dritten Strophe seines Preisliedes verzaubert er Eva. Sachs bestätigt ihm, einen wahren Meistergesang geschaffen zu haben, dessen Melodie er nach altem Meistersingerbrauch in Anwesenheit der Zeugen, des schnell zum Gesellen beförderten David und seiner Magdalene, auf den Namen »Die selige Morgentraumdeut-Weise« tauft. Der Johannistag hat begonnen, und das große Fest kann kommen.

Die städtischen Zünfte ziehen auf dem Festplatz ein. Mit dem Eintritt der Meistersinger beginnt das Fest, eröffnet von Hans Sachs, dem die Festgemeinde mit dem Gesang seines Liedes »Wach auf« huldigt, bevor er das ersehnte Preissingen würdigt und freigibt.

Beckmesser eröffnet das Singen und versagt kläglich, ist er doch dem fremden Text gedanklich nicht gewachsen und will sich die von ihm gewählte Melodie nicht mit dem Text zum

Werk vereinen. Er wird schmähhlich ausgelacht und verhöhnt. In seiner Ohnmacht verunglimpft er Sachs, dieser habe ihm das schändliche Lied aufgezwungen, und überhaupt sei es von diesem. Auf diesen Moment hat Sachs gewartet, jetzt kann er erklären, wer der Schöpfer des Liedes ist, und welche hohe Qualität es besitzt, wird es nur vom rechten Sänger gesungen. Der feingesponnenen Argumentation kann sich die Meistersingerzunft nicht entziehen. Stolzing darf vortreten und triumphiert mit seinem Lied. Eva ist gewonnen. Die ehrenvolle Aufnahme in die Meistersingerzunft jedoch verweigert der Adlige Walther von Stolzing.

Sachs sieht seine Sendung gefährdet, in den Meistersingern eine vorbildliche Gemeinschaft zu behaupten, eine Gemeinschaft der berufenen deutschen Künstler, die Stolz und Hort des deutschen Volkes sein sollen. Er besteht darauf, dass Stolzing diesen Auftrag annimmt. Stolzing fügt sich wortlos.

SYNOPSIS

ACT I

The honorable citizens of the city prepare in the church for the Feast of St. John the Baptist taking place the coming day, while the youth of the city eagerly await St. John's Eve, the heathen night of lovers, of great wishes, miracles and heavenly inebriation.

The country aristocrat Walther von Stolzing, a recent arrival in the city, spends the night at the church wooing the daughter of his business partner, the goldsmith Pogner. The evening beforehand, the two met for the first time, and it seemed to be love at first sight. But Stolzing learns from Eva's nurse Magdalene that Eva can only marry a mastersinger, ideally the one to win the singer guild's song contest the next day to honor the Feast of St. John.

Stolzing has no choice but to win the honor of mastersinger the next day, since he otherwise can no longer woo Eva.

The apprentice to the famous mastersinger Hans Sachs, David, who is the favorite of Magdalene, is to help Walther and teach him in the art of the mastersingers. David teaches the knight extensively about the endless knowledge and skills in singing and rhyming required to pass all the tests to become a mastersinger. But it is impossible for Stolzing to learn all the rules in the short time left, but there remains a chance for those who "create a new song to words and rhymes of his own creation to be recognized as mastersinger." The singer can sing his own words and melody, but the form of the song has to be maintained exactly according to the rules. This is the condition to achieve the honor of mastersinger, and to be taken into the guild.

In the meantime, preparations for the meeting of the mastersingers are fully underway. In the process, Pogner is harried by the city scribe Beckmesser that he should abandon the competition for his daughter's hand and instead support him in his wooing of Eva. Stolzing interrupts the two mastersingers and, to the visible pleasure of Pogner and unconcealed anger of Beckmesser, declares it to be his urgent desire to be accepted that very day into the guild of mastersingers. As the twelve mastersingers gather, Pogner declares that his daughter and his business would be the prize for the winner of the competition. The mastersingers are to choose the winner, but his daughter should have the last word: but she would never marry a man other than a mastersinger from the guild.

Hans Sachs, the most successful and powerful mastersinger, does not trust the circle of mastersingers to reach the right judgment that Eva will also agree to, because it is about art and love. He thus suggests in this case for the first time naming the listening crowd to be the judge of the prizewinner, since the crowd, like Eva, will be equally unimpressed by the rules of the mastersingers and will follow their hearts, making the right choice.

But this is too bold and unusual for the mastersingers, for it violates all tradition. They reject Hans Sachs' suggestion. Beckmesser rejects the proposal with a particular vehemence. He sees Sachs as a competitor and fears his popularity as a poet of popular songs.

The masters return to the ordinary course of events, and this is the moment for Stolzing, supported by Pogner and Sachs, to introduce himself and to request acceptance to the guild. He is allowed to present his song. Stolzing places all his chances in his singing and poetic gifts of improvisation, relying on the stirring quality of his emotions, but the strict rules ensnare him, and he becomes hopelessly trapped. Beckmesser meticulously notes the countless violations of the rules and then even interrupts Stolzing's singing. Hans

Sachs, however, is so touched and moved by this new singing that he at least is able to ensure that Stolzing finish his new song despite the protests of the other masters. But under the mockery of the apprentices, a crushing verdict is delivered on Stolzing's singing: "Mis-sung!" Things look dire for Stolzing's happiness and Eva's future.

The apprentices walk through the streets of the nightly city, longing for the night of wonder, in search of adventure. The secret couple David and Magdalene is just the thing for them. Full of mockery and envy, they make fun of the two and begin to argue with the furious David. Sachs disperses the crowd and orders his apprentice home.

Pogner has also stepped out of his house with Eva. Pogner wonders whether his plan was well-conceived and good, and is in search of Sachs' advice. Eva only wants to learn from her father what happened to Stolzing. Pogner says nothing, leaving Eva in ignorance. Magdalene tells her that Stolzing has failed. In her desperation, she hopes to obtain advice from Sachs.

Sachs asks David for the cobbler's bench. He wants to fix Beckmesser's shoe on his own, but Stolzing's performance leaves him no rest, for his song was incomparable to his own and touched him deeply. Sachs enjoys the new, and finds his own peace in acknowledging the quality of the other. Now he can return to Beckmesser's shoes.

Eva seeks his advice, without betraying her own feelings. The conversation becomes a mutual attempt to pry information from one another. Sachs wants to know whether Eva will agree to accept Beckmesser, the only unmarried mastersinger, as her husband. Eva in contrast, wonders whether the widow Sachs himself might not present himself as a wooer. Sachs refuses Eva, and Eva rejects Beckmesser. It becomes

clear to both that Eva could only be happy with Stolzing. Eva leaves Sachs without getting the advice she wanted, but Sachs is now determined to help her and Stolzing.

In the meantime, Stolzing has himself become active for his own cause, and prepares to elope with Eva, and Eva throws herself ecstatically into his arms. But Beckmesser also wants to make use of the night, by trying to win over Eva with a song. Hans Sachs observes all of this from the safety of his house, and intervenes dramatically and with great relish in the nightly events. First, he cleverly prevents Stolzing and Eva from leaving the town unseen, then he takes on Beckmesser, who wants to begin his song, but is overpowered by Sachs' own singing. He cannot stand up to Sachs' cobbler's song, and he loses his own song. Furious, he lets out all his hate of Sachs. Abruptly Sachs suggests to Beckmesser that he sings his song for Eva, but that he would punish any violation of the rule with by striking the shoe last. Beckmesser is forced to agree to the proposal, but he overlooks that standing at Pogner's house at the window is not Eva, but Magdalene in disguise. Beckmesser sings and Sachs mercilessly marks each of the many errors with powerful blows on the cobbler's last.

Fascinated, the lovers watch the duel as it gets heated and louder from their improvised hiding place. Beckmesser almost loses all self-control, and it is in just this moment that David sees Beckmesser from his room, singing for Magdalene. David attacks Beckmesser, Magdalene screams for help, everyone awakes, gathers around Pogner's house, blaming one another for the noise: time to settle old accounts, old feuds are revived, the residents attack one another, and chaos ensues. Stolzing and Eva run danger of getting caught in this maelstrom and being recognized. Sachs realizes this danger, and so he joins in the fracas, separating the couple and pulling Stolzing into his home. At the same time, the more levelheaded residents provide the urgently need cooling down with powerful gushes of water from the surrounding houses.

Sobered, everyone toddles off from the battlefield. The city authorities represented by the night guard arrives late to the scene, rubbing his eyes in the face of all the devastation.

ACT 3

Sachs has kept vigil through the night. David cannot tear him from his deep contemplation. Only slowly do the ideas of the mastersinger congeal to form an analysis of the horrors of the past night and his own involvement in them. He was the one who "drew at the threads of madness" that then began to rage St. John's Eve, seducing the crowd around him, driving them towards and against one another in the night of horrors and magical powers. Now, on St John's Day, it was left to Sachs to tame his madness and that of the others so that a reasonable life together is possible, banning the wild and destructive.

With Stolzing, his nightly guest, who has been given wonderful hope by a new dream, he considers his possibilities despite all the adversities to participate in the competition. Stolzing's dream seems to be the proper subject for a song. Stolzing reports of his dream and Sachs forms the song according to the rules of the mastersingers. Stolzing follows the rules, and they come easily to him. The dream is recast as poetry. They decide to dare to use this song in the competition.

Beckmesser comes to pick up his shoes. But instead of his shoes, he finds the manuscript of Stolzing's song in Sachs' handwriting. Beckmesser now thinks that Sachs is vying for Eva's hand. Taking advantage of Sachs' momentary absence, he steals the manuscript, to then confront the arriving Sachs with his nightly activity. Sachs listens to the accusations, discovers the theft that Beckmesser does not deny, for he thinks he is justified, since Sachs had declared he was not vying for Eva's hand. Sachs gives him the song and promises neither to participate in the competition nor ever to claim the song as his own. Exhilarated and sure of victory, Beckmesser

dances off. Depressed and helpless, Eva appears to Sachs using an excuse. Does she want to convince him once again to ask for her hand, or is she solely seeking to be close to Stolzing? Stolzing frees her of her uncertainty. With the third strophe of his prize song, he charms Eva. Sachs confirms that he has created a true mastersinger song, whose melody, according to old mastersinger custom he names in the presence of witnesses, David, quickly promoted to a journeyman, and his Magdalene, as "Die selige Morgentraumdeut-Weise" (The Blessed Morning Dream Interpretation Song). St. John's Day has dawned, and it is time for the festivities to begin.

The city's guilds gather at the festival square. With the entrance of the mastersingers, the festival begins, opened by Hans Sachs, who is honored by the crowd singing his song "Wach auf," before he himself honors and opens the eagerly awaited contest.

Beckmesser begins singing, and fails miserably, for in his thoughts he is no match for the text and the melody he has chosen does not fit with text to form a coherent whole. He is ignominiously laughed at and mocked. In his powerlessness, he accuses Sachs of forcing the horrible song on him, and claims that it was by Hans Sachs. Sachs was waiting for this moment, now he can reveal the creator of the song, and the quality it truly has if sung by the right singer. The mastersingers cannot resist the finely spun argumentation, and Stolzing is allowed to present his song and triumphs. Eva has been won over. But the aristocrat Walther von Stolzing refuses membership in the guild of mastersingers.

Sachs now sees his mission endangered: making the mastersingers into an ideal community, a community of German artists who feel a vocation, who are to be the pride and source of well being for the German people. He insists that Stolzing accept this task. Stolzing concedes, without saying a word.

ICH BESCHLOSS DIE AUSFÜHRUNG DER MEISTERSINGER

VON Richard Wagner

Sogleich nach dem Schlusse dieser Arbeit [die Partitur des »Tannhäuser« wurde im April 1845 vollendet] war es mir vergönnt, zu meiner Erholung eine Reise in ein böhmisches Bad zu machen. Hier, wie jedesmal wenn ich mich der Theaterlampenluft und meinem »Dienste« in ihrer Atmosphäre entziehen konnte, fühlte ich mich bald leicht und fröhlich gestimmt; zum ersten Male machte sich eine, meinem Charakter eigenthümliche Heiterkeit, auch mit künstlerischer Bedeutung merklich bei mir geltend. Mit fast willkürlicher Absichtlichkeit hatte ich in der letzten Zeit mich bereits dazu bestimmt, mit Nächstem eine komische Oper zu schreiben; ich entsinne mich, daß zu dieser Bestimmung namentlich der wohlgemeinte Rath guter Freunde mitgewirkt hatte, die von mir eine Oper »leichteren Genre's« verfaßt zu sehen wünschten, weil diese mir den Zutritt zu den deutschen Theatern verschaffen, und so für meine äußeren Verhältnisse einen Erfolg herbeiführen sollte, dessen hartnäckiges Ausbleiben diese allerdings mit einer bedenklichen Wendung zu bedrohen begonnen hatte. Wie bei den Athenern ein heiteres Satyrspiel auf die Tragödie folgte, erschien mir auf jener Vergnügungsreise plötzlich das Bild eines komischen Spieles, das in Wahrheit als beziehungsvolles Satyrspiel meinem »Sängerkriege auf Wartburg« sich anschließen konnte. Es waren dieß die Meistersinger zu Nürnberg, mit Hans Sachs an der Spitze. Ich faßte Hans Sachs als die letzte Erscheinung

des künstlerisch produktiven Volksgeistes auf, und stellte ihn mit dieser Geltung der meistersingerlichen Spießbürgerschaft entgegen, deren durchaus drolligem, tabulatur-poetischem Pedantismus ich in der Figur des »Merker's« einen ganz persönlichen Ausdruck gab. Dieser »Merker« war bekanntlich (oder unseren Kritikern vielleicht auch nicht bekanntlich) der von der Singerzunft bestellte Aufpasser, der auf die, den Regeln zuwiderlaufenden Fehler der Vortragenden, und namentlich der Aufzunehmenden, »merken« und sie mit Strichen aufzeichnen mußte: wem so eine gewisse Anzahl von Strichen zugetheilt war, der hatte »versungen«. – Der Älteste der Zunft bot nun die Hand seiner jungen Tochter demjenigen Meister an, der bei einem bevorstehenden öffentlichen Wettsingen den Preis gewinnen würde. Dem Merker, der bereits um das Mädchen freit, entsteht ein Nebenbuhler in der Person eines jungen Rittersohnes, der, von der Lektüre des Heldenbuches und der alten Minnesänger begeistert, sein verarmtes und verfallenes Ahnenschloß verläßt, um in Nürnberg die Meistersingerkunst zu erlernen. Er meldet sich zur Aufnahme in die Zunft, hierzu namentlich durch eine schnell entflammte Liebe zu dem Preismädchen bestimmt, »das nur ein Meister der Zunft gewinnen soll«; zur Prüfung bestellt, singt er ein enthusiastisches Lied zum Lobe der Frauen, das bei dem Merker aber unaufhörlichen Anstoß erregt, so daß der Aspirant schon mit der Hälfte seines Liedes »versungen« hat. Sachs, dem der junge Mann gefällt, vereitelt dann – in guter Absicht für ihn – einen verzweiflungsvollen Versuch das Mädchen zu entführen; hierbei findet er zugleich aber auch Gelegenheit, den Merker entsetzlich zu ärgern. Dieser nämlich, der Sachs zuvor wegen eines immer noch nicht fertigen Paares Schuhe, mit der Absicht, ihn zu demüthigen, grob angelassen hatte, stellt sich in der Nacht vor dem Fenster des Mädchens auf, um ihr das Lied, mit dem er sie zu gewinnen hofft, als Ständchen zur Probe vorzusingen, da es ihm darum zu thun ist, sich ihrer, bei der Preissprechung

entscheidenden Stimme dafür zu versichern. Sachs, dessen Schusterwerkstatt dem besungenen Hause gegenüber liegt, fängt beim Beginne des Merker's ebenfalls laut zu singen an, weil ihm – wie er dem darüber Erbosten erklärt – dieß nöthig sei, wenn er so spät sich noch zur Arbeit wach erhalten wolle: daß die Arbeit aber dränge, wisse niemand besser als eben der Merker, der ihn um seine Schuhe so hart gemahnt habe. Endlich verspricht er dem Unglücklichen einzuhalten, nur solle er ihm gestatten, die Fehler, die er nach seinem Gefühle in dem Liede des Merker's finden würde, auch auf seine Art – als Schuster – anzumerken, nämlich jedesmal mit einem Hammerschlage auf den Schuh überm Leisten. Der Merker singt nun: Sachs klopft oft und wiederholt auf den Leisten. Wüthend springt der Merker auf; jener fragt ihn gelassen, ob er mit seinem Liede fertig sei? »Noch lange nicht«, schreit dieser. Sachs hält nun lachend die Schuhe zum Laden heraus, und erklärt, sie seien just von den »Merkerzeichen« fertig geworden. Mit dem Reste seines Gesanges, den er in Verzweiflung ohne Absatz herausschreit, fällt der Merker vor der heftig kopfschüttelnden Frauengestalt am Fenster jämmerlich durch. Trostlos hierüber fordert er am anderen Tage von Sachs ein neues Lied zu seiner Brautbewerbung; Dieser giebt ihm ein Gedicht des jungen Ritters, von dem er vorgiebt nicht zu wissen, woher es ihm gekommen sei: nur ermahnt er ihn, genau auf eine passende »Weise« zu achten, nach der es gesungen werden müsse. Der eitle Merker hält sich hierin für vollkommen sicher, und singt nun vor dem öffentlichen Meister- und Volksgerichte das Gedicht nach einer gänzlich unpassenden und entstellenden Weise ab, so daß er abermals, und dießmal entscheidend durchfällt. Wüthend hierüber wirft er Sachs, der ihm ein schändliches Gedicht aufgehängt habe, Betrug vor; dieser erklärt, das Gedicht sei durchaus gut, nur müsse es nach einer entsprechenden Weise gesungen werden. Es wird festgesetzt, wer die richtige Weise wisse, solle Sieger sein. Der junge Ritter leistet dieß,

und gewinnt die Braut; den Eintritt in die Zunft, die ihm nun angeboten wird, verschmäht er aber. Sachs vertheidigt da die Meistersingerschaft mit Humor, und schließt mit dem Reime:

»Zerging' das heil'ge römische Reich in Dunst,
Uns bliebe doch die heil'ge deutsche Kunst.« –

20

So mein schnell erfundener und entworfener Plan. Kaum hatte ich ihn niedergeschrieben, so ließ es mir aber auch schon keine Ruhe, den ausführlicheren Plan des Lohengrin zu entwerfen. Es geschah dieß während desselben kurzen Badeaufenthaltes, trotz der Ermahnungen des Arztes, mit derlei Dingen mich jetzt nicht zu beschäftigen. Eine besondere Vewandtniß mußte es damit haben, daß ich gerade jetzt so schnell von dem erquicklichen kleinen Ausfluge in das Gebiet des Heiteren, in die sehnstüchtig ernste Stimmung zurückgetrieben ward, mit der ich den Lohengrin zu erfassen so leidenschaftlich mich gedrängt fühlte. Mir ist es jetzt klar geworden, aus welchem Grunde jene heitere Stimmung, wie sie sich in der Konzeption der Meistersinger zu genügen suchte, von keiner wahrhaften Dauer bei mir sein konnte. Sie sprach sich damals nur erst noch in der Ironie aus, und bezog sich als solche mehr auf das bloß formell-künstlerische meiner Richtung und meines Wesens, als auf den Kern desselben, wie er im Leben selbst wurzelt. – Die einzige, für unsere Öffentlichkeit verständliche und deshalb irgendwie wirksame Form des Heiteren ist, sobald in ihr ein wirklicher Gehalt sich kundgeben soll, nur die Ironie. Sie greift das Naturwidrige unserer öffentlichen Zustände bei der Form an, und ist hierin wirksam, weil die Form, als das sinnlich unmittelbar Wahrnehmbare, das Einleuchtendste und Jedem Verständlichste ist; während der Inhalt dieser Form eben das Unbegriffene ist, in welchem wir unbewußt befangen sind, und aus dem wir unwillkürlich immer wieder zur Äußerung in jener, von uns selbst verspotteten Form gedrängt werden. So ist die Ironie

selbst die Form der Heiterkeit, in der sie ihrem wirklichen Inhalte und Wesen nach nie zum offenen Durchbruch, zur hellen, ihr selbst eigenthümlichen Äußerung als wirkliche Lebenskraft kommen kann. Der Kern der Erscheinung unserer unnatürlichen Allgemeinheit und Öffentlichkeit, den die Ironie unberührt lassen muß, ist somit nicht für die Kraft der Heiterkeit in ihrer reinsten, eigentümlichsten Kundgebung angreifbar, sondern sie ist es nur für die Kraft, die sich als Widerstand gegen ein Lebenselement äußert, welches mit seinem Drucke eben die reine Kundgebung der Heiterkeit hemmt. So werden wir, wenn wir diesen Druck empfinden, aus der ursprünglichen Kraft der Heiterkeit, und um diese Kraft in ihrer Reinheit wiederzugewinnen, zu einer Widerstandsäußerung getrieben, die sich dem modernen Leben gegenüber nur als Sehnsucht, und endlich als Empörung, somit in tragischen Zügen, kundgeben kann.

Meine Natur reagierte in mir augenblicklich gegen den unvollkommenen Versuch, durch Ironie mich des Inhaltes der Kraft meines Heiterkeitstriebes zu entäußern, und ich muß diesen Versuch jetzt selbst als die letzte Äußerung des genußsüchtigen Verlangens betrachten, das mit einer Umgebung der Trivialität sich aussöhnen wollte, und dem ich im Tannhäuser bereits mit schmerzlicher Energie mich entwunden hatte. –

Eine Mittheilung an meine Freunde [Juli 1845]

21

Aus wenigen Notizen aus Gervinus' Geschichte der deutschen Literatur hatten die Meistersinger von Nürnberg, mit Hans Sachs, für mich ein besonderes Leben gewonnen. Namentlich ergötzte mich schon der Name des »Merkers« sowie seine Funktion beim Meistersingen ungemein. Ohne irgend Näheres von Sachs und den ihm zeitgenössischen Poeten noch zu kennen, kam mir auf einem Spaziergange die

Erfindung einer drolligen Szene an, in welcher der Schuster, mit dem Hammer auf den Leisten, dem zum Singen genötigten Merker zur Revanche für von diesem verübte pedantische Untaten als populär handwerklicher Dichter eine Lektion gibt. Alles konzentrierte sich vor mir in den zwei Pointen des Vorzeigens der mit Kreidestrichen bedeckten Tafel von Seiten des Merkers und des mit Merkerzeichen gefertigten Schuhe in die Luft haltenden Hans Sachs, womit beide sich anzeigten, das »versungen« worden sei. Hierzu konstruierte ich mir schnell eine enge, krumm abbiegende Nürnberger Gasse mit Nachbarn, Alarm und Straßenprügelei als Schluß eines zweiten Aktes – und plötzlich stand meine ganze Meistersingerkomödie mit so großer Lebhaftigkeit vor mir, daß ich, weil dies ein besonders heiteres Sujet war, es für erlaubt hielt, diesen weniger aufregenden Gegenstand trotz des ärztlichen Verbotes zu Papier zu bringen.

Mein Leben [1845]

In einer gelegentlichen Mitteilung an Wesendonks in Zürich hatte ich hiervon [private und finanzielle Sorgen] keinen Hehl gemacht: wie es scheint, um mich zu erheitern, luden sie mich zu einem Rendezvous in Venedig ein, wohin sie sich eben für einen Vergnügungsausflug aufmachten. Gott weiß, was mir im Sinne liegen mochte, als ich so auf das Ungefähre hin im grauen November mich wirklich auf der Eisenbahn zunächst nach Triest und von da mit dem Dampfschiff, welches mir wiederum sehr schlecht bekam, nach Venedig aufmachte und im Hotel »Danieli« mein Kämmerchen bezog. Meine Freunde, welche ich in sehr glücklichen Beziehungen antraf, schwelgten im Genuß der Gemälde und schienen es darauf abgesehen zu haben, durch meine Teilnahme am gleichen Genuß mir die Grillen zu vertreiben. Von meiner Lage in Wien schienen sie nicht begreifen

zu wollen, wie ich denn überhaupt nach dem schlimmen Ausfalle der mit so glorreichen Hoffnungen betrachteten Pariser Unternehmung bei den meisten meiner Freunde ein still resigniertes Aufgeben fernerer Hoffnungen auf meine Erfolge immer mehr kennenzulernen hatte. Wesendonk, der immer, mit einem ungeheuren Opernglase bewaffnet, zu Kunstbesichtigungen sich bereithielt, brachte mich nur einmal zur Mitbesichtigung des Dogenpalastes, welchen ich bei meiner früheren Anwesenheit in Venedig nur von außen kennengelernt hatte. Bei aller Teilnahmslosigkeit meinerseits muß ich jedoch bekennen, daß Tizians Himmelfahrt der Maria im großen Dogensaale eine Wirkung von erhabenster Art auf mich ausübte, so daß ich seit dieser Empfängnis in mir meine alte Kraft fast wie urplötzlich wieder belebt fühlte. Ich beschloß die Ausführung der Meistersinger.

Nachdem ich mit meinen alten Bekannten Tessarin und Wesendonks, welche ich hierzu eingeladen, noch einmal frugalerweise im »Albergo S. Marco« gespeist, auch Luigia, meine frühere Pflegerin im Palazzo Giustiniani, wiedergesehen und ihrer Freundschaft mich erfreut hatte, verließ ich nach vier äußerlich wahrhaft trübseligen Tagen zur Verwunderung meiner Freunde plötzlich Venedig und trat, den Umweg zu Lande auf der Eisenbahn folgend, meine lange graue Rückreise nach Wien an. Während der Fahrt gingen mir die Meistersinger, deren Dichtung ich nur noch nach meinem frühesten Konzepte im Sinne trug, zuerst musikalisch auf; ich konzipierte sofort mit größter Deutlichkeit den Hauptteil der Ouvertüre in C-Dur.

In einer wahrhaft behaglichen Stimmung kam ich unter diesen letzten Eindrücken in Wien an. Cornelius [der Komponist Peter Cornelius, 1824–1874] verkündigte ich sogleich meine Zurückkunft durch die Übersendung einer kleinen venezianischen Gondel, welche ich in Venedig für ihn gekauft hatte und welche ich mit einer in unsinnigen italienischen Worten verfassten Canzona begleitete. Die Mitteilung

meines Planes zur sofortigen Ausführung der Meistersinger machte ihn ganz verrückt vor Freude. Bis zu meinem endlichen Fortgange von Wien blieb er in einer völligen Berausung. Sogleich spannte ich meine Freunde an, mir die Materialien zur Bewältigung des Sujets der Meistersinger herbeizuschaffen. Zunächst fiel mir Grimms Streitschrift über den Gesang der Meistersinger zu genauem Studium ein; nun aber galt es der Habhaftwerdung der Nürnberger Chronik des alten Wagenseil; Cornelius begleitete mich auf die Kaiserliche Bibliothek; die Erlaubnis, das glücklich vorgefundene Buch ausgeliehen zu erhalten, mußte mir aber mein Freund erst durch einen von ihm mir als höchst peinlich geschilderten Besuch bei dem Baron Münch-Bellinghausen erwirken. Jetzt saß ich eifrig in meinem Gasthofs, um mir die Auszüge aus der Chronik anzueignen, welche ich bald zum Erstaunen so vieler Kenntnisloser in meiner Dichtung zu verwerten wußte.

Nun galt es aber vor allen Dingen, mich der Mittel des Unterhaltes während der Zeit der Ausführung meines Werkes zu versichern. Ich verfiel auf den Musikalienhändler Schott in Mainz, welchem ich gegen die nötigen Vorschüsse die Ausführung der Meistersinger in Aussicht stellte. Vom Triebe beseelt, mich nur für so lange wie möglich mit Geld zu versehen, erbot ich mich, ihm nicht nur das literarische Eigentumsrecht, sondern auch das dramatische Aufführungsrecht meines Werkes für 20000 Franken zu überlassen. Eine gänzlich ablehnende Depesche Schotts zerstörte zunächst alle Hoffnung. Als ich mich genötigt sah, auf andere Mittel zu denken, beschloß ich sofort, mich nach Berlin zu wenden. Von dorthen, wo Bülow immer freundschaftlich besorgt für mich bemüht war, hatte dieser mir die Möglichkeit gemeldet, durch ein großes, von mir dirigiertes Konzert eine recht bedeutende Summe gewinnen zu können; da ich zugleich mich sehnsüchtig nach einem Unterkommen bei Freunden umsah, schien mir Berlin jetzt als letzte Rettung zu winken. Bereits wollte ich eines Abends abreisen, als mittags zuvor

seiner ablehnenden Depesche ein Brief Schotts nachfolgte, welcher mir allerdings tröstliche Aussichten eröffnete: er bot mir nämlich an, sofort den Klavierauszug der Walküre zu übernehmen und mir hierfür, bis auf spätere Abrechnung, 1500 Gulden vorzuschießen. Cornelius' Freude über die hierdurch von ihm für gerettet erachteten Meistersinger war unaussprechlich. Von Berlin mußte mir außerdem Bülow die üblen Erfahrungen, welche er bei den vorbereitenden Versuchen für mein Konzert gemacht, mit zorniger Niedergeschlagenheit melden. Herr von Hülsen [Generalintendant des Berliner Hoftheaters] hatte ihm erklärt, er würde meinen Besuch in Berlin nicht empfangen, und ein Konzert in der großen Tabagie des Kroll mußte Bülow bei näherer Überlegung für unzulässig halten.

Während ich nun eifrig einen ausführlichen szenischen Entwurf der Meistersinger ausarbeitete, trat durch die Ankunft des Fürsten und der Fürstin Metternich in Wien eine neue, anscheinend günstige Diversion für mich ein.

Mein Leben [November 1861]

»WAS EUCH ZUM LIEDE RICHT UND SCHNUR,
 VERNEHMT NUN AUS DER TABULATUR!
 EIN JEDES MEISTERGESANGES BAR
 STELL ORDENTLICH EIN GEMÄSSE DAR
 AUS UNTERSCHIEDLICHEN GESÄTZEN,
 DIE KEINER SOLL VERLETZEN.
 EIN GESÄTZ BESTEHT AUS ZWEEN STOLLEN,
 DIE GLEICHE MELODEI HABEN SOLLEN;
 DER STOLL AUS ETLICHER VERS' GEBÄND,
 DER VERS HAT SEINEN REIM AM END.
 DARAUF ERFOLGT DER ABGESANG,
 DER SEI AUCH ETLICH VERSE LANG,
 UND HAB SEIN' BESONDRE MELODEI,
 ALS NICHT IM STOLLEN ZU FINDEN SEI.
 DERLEI GEMÄSSES MEHRE BAREN
 SOLL EIN JED' MEISTERLIED BEWAHREN;
 UND MEHR EIN NEUES LIED GERICHT,
 DAS ÜBER VIER DER SILBEN NICHT
 EINGREIFT IN ANDRER MEISTER WEIS',
 DES LIED ERWERB SICH MEISTERPREIS!«

Richard Wagner:

»Die Meistersinger von Nürnberg«, 1. Aufzug

MEISTERGESANG

VON Horst Brunner

Als Meistersinger bezeichnet man Einwohner meist süddeutscher Reichsstädte, die sich vom 14. bis 17. Jahrhundert, vereinzelt auch noch im 18. und 19. Jahrhundert, zum Zweck des Dichtens und des Vortrags von Meisterliedern in »Gesellschaften« oder »Bruderschaften« zusammengeschlossen. In der Regel handelt es sich um Handwerker, die der städtischen Mittel- und der gehobenen Unterschicht angehörten, vereinzelt auch um Geistliche, Lehrer und Juristen; den Meistergesang übten sie neben ihrem Beruf aus. Sie dichteten ihre Lieder in deutscher Sprache und nach überall gleichen, komplizierten Kunstregeln, die im 16. Jahrhundert in »Tabulaturen« kodifiziert wurden und sich im Laufe der Jahrhunderte nur wenig änderten. Die Lieder trugen die Meistersinger überall auf die gleiche Art, die ebenfalls – in den »Schulordnungen« – genau festgelegt war, öffentlich oder im internen Kreis der Mitsinger vor. Ferner unterstanden die Gesellschaften überall der strengen Aufsicht der Stadtbehörden, die die Einhaltung der Schulordnung sowie der allgemeinen moralischen, politischen und religiösen Gesetze überwachten. Gemeinsam war den Meistersingern schließlich ein ausgeprägtes Bewusstsein vom Rang und der Bedeutung ihrer Kunst. [...]

Durch Sachs wurde der Meistergesang entschieden in den Dienst der Reformation gestellt, er wurde nun fast ausschließlich zu einer lutherischen Angelegenheit. [...]

Meisterlieder bestehen stets aus einer ungeraden Zahl von Strophen, mindestens aus dreien. Die Meistersinger selbst bezeichneten ihre Lieder als »Bare« (Singular: Bar). Deren wichtigstes formal-musikalisches Merkmal ist, daß sie nicht in individuellen Strophenformen mit je eigener Melodien gedichtet und vorgetragen wurden. Die Autoren bedienten sich vielmehr stets vorweg feststehender, meist nicht einmal von ihnen selbst stammender »Töne« oder »Weisen«. Unter »Ton« (»Weise«) versteht man die Gesamtheit von metrischem Schema, Reimschema und Melodie. So dichtete etwa Hans Sachs seine über 4000 Meisterlieder in insgesamt nur 275 verschiedenen Tönen; nur 13 von ihnen hatte er selbst geschaffen. Bezeichnet wurden die Töne mit den Namen ihrer Urheber und mit dem eigentlichen Tonnamen, z. B. Frauenlob, Langer Ton; Konrad Nachtigall, Abendton; Hans Sachs, Silberweise.

Die Töne der Meistersinger bestehen in der Regel aus mindestens sieben, meist jedoch aus zwölf und mehr Verszeilen mit Endreim. Die meisten Töne haben um die 20 Verse, es gab jedoch auch einzelne Monstra mit über 100 Zeilen pro Strophe. Die Länge der Zeilen wurde nach der Zahl der Textsilben gemessen, die kürzeste Zeile besteht aus einer Silbe; länger als 13 Silben sollte nach einer aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Regel eine Zeile nicht sein, da jede Zeile auf einen Atem vorgesungen werden sollte. Die Stellung der Reime ist vielfältig und frei. Nach Strophenbau und Melodie sind die Töne stets gleich gegliedert: auf den ersten Teil, den »ersten Stollen«, folgt der musikalisch-metrisch völlig gleiche zweite Teil, der »zweite Stollen«; die beiden Stollen zusammen bilden den »Aufgesang« (Schema: A A). Darauf folgt der metrisch-musikalisch abweichende dritte Teil, der »Abgesang« (B).

Die Melodien der Meistersinger waren stets einstimmig. Sie wurden in der Regel solistisch, nur bei wenigen Gelegenheiten (etwa bei der Beerdigung eines Meistersingers) im Chor, stets jedoch ohne Instrumentalbegleitung vorgetragen.

Den Kern der Gesellschaft bildeten die zwölf ältesten Singer. Vorstände waren die drei gewählten »Merker«, deren jüngster zugleich als Schriftführer fungierte. Ihnen zur Seite standen zwei ebenfalls gewählte »Büchsenmeister«, d. h. Kassiere. Diese legten der Gesellschaft jährlich am Sonntag vor dem Thomastag (21. Dezember) die Jahresabrechnung vor. An diesem Tag wurde auch der jährliche Mitgliedbeitrag entrichtet; außerdem wurden Neuwahlen und Neuaufnahmen vollzogen.

Normalerweise fand etwa einmal im Monat sonntags nach der Mittagspredigt eine öffentliche Singschule statt. Gesungen wurde in Nürnberg seit dem 16. Jahrhundert in verschiedenen nicht mehr für Gottesdienste genutzten Kirchen, bis 1620 hauptsächlich in der Marthakirche, von da an in der Katharinenkirche. Die Singschulen wurden durch Anschlagzettel in der Stadt bekanntgemacht. Kernstück war das »Hauptsingen«, bei dem nur Lieder vorgetragen werden durften, die inhaltlich auf der Bibel beruhten und deren Ton mindestens 20 Zeilen umfasste. Während des Vortrags saßen die Merker in einem mit schwarzem Tuch verhängten Kabine, dem »Gemerke«. Sie überprüften, ob das vorgetragene Lied inhaltlich mit der Lutherbibel übereinstimmte, ferner achteten sie darauf, ob Text und Vortrag den Regeln der Tabulatur entsprachen und ob die Melodie korrekt gesungen wurde. Die Fehler wurden notiert. Der Singer mit den wenigsten

Fehlern hatte gewonnen. Dieser erhielt als Preis, den er bis zur nächsten Singschule behalten durfte, den »David«, eine Silberkette mit Münzen, auf deren größter König David, der Schutzpatron der Meistersinger, abgebildet war; ferner durfte er bei der nächsten Singschule mit im Gemerk sitzen. Dem Hauptsingen konnte ein »Freisingen« vorausgehen, bei dem ernste weltliche Lieder (hauptsächlich historischen Inhalts) gesungen wurden und bei dem es um materielle Preise ging, etwa auch um Geld. Im Anschluss an die öffentliche Veranstaltung fand in der Regel ein internes »Zechsingen« in einem Gasthaus statt, bei dem – ebenfalls unter Wettbewerbsbedingungen – ausschließlich weltliche Lieder vorgetragen wurden. Übrigens dichteten keineswegs alle Meistersinger selbst, die Mehrzahl begnügte sich damit, Texte anderer Autoren vorzutragen. Im 16. Jahrhundert wurden bevorzugt Lieder von Hans Sachs gesungen. [...]

Das Meisterlied ist in erster Linie ein Kommunikationsmedium, durch das die geistliche und weltliche Bildung der Zeit von dem nur wenigen zugänglichen Zustand der Lesbarkeit in den allen offenen Zustand der Hörbarkeit überführt wurde.

BUCH VON DER MEISTER-SINGER HOLDSELIGER KUNST

VON Johann Christoph Wagenseil

In den vorigen Zeiten / ist die Meister-Singer-Kunst in Teutschland / sonderlich aber in denen großen Städten fleißig getrieben worden und haben sich aller Orten derer Liebhaber und Beförderer gefunden. Doch war Mayntz gleichsam die Hohe-Schule und Sammel-Platz der Meister-Singer / wohin sich die jenigen begaben / welche die Kunst vor anderen erlernen Begierde trugen. Daselbst wurden die Privilegien und Begnadungen / so die Gesellschaft von Zeiten zu Zeiten von den Römischen Kaysern überkommen / sonderlich Kayser Ottonis güldne Cron / von deren bereits Meldung geschehen / und der Meister-Singer Wappen-Brief verwahrlich aufbehalten. Nun ist aber solches Wappen ein Quartierung oder ein gevierdter Schild.

Nach der Stadt Mayntz hat in dene Stätten / Nürnberg und Straßburg die Meister-Singer-Kunst sonderlich florieret / wie dann auch XII Alte Nürnbergische Meister annoch in Beruf sind; so mit Namen gewesen / 1. Veit Pogner. 2. Cuntz Vogelgesang. 3. Hermann Ortel. 4. Conrad Nachtigal. 5. Fritz Zorn. 6. Sixtus Beckmesser. 7. Fritz Kohtner. 8. Niclaus Vogel. 9. Augustin Moser. 10. Hans Schwarz. 11. Ulrich Eißlinger. 12. Hans Foltz.

Die in dem vorigen Seculo angestellte Reformation / gleich wie sie außer der Reinigkeit in Religions-Sachen / auch zugleich der Humaniorum literarum, saceaeumque, Linguarum studia wieder eingeführet / also ist auch zugleich

die Meister-Singer-Kunst mit empor kommen. Wozu Hanns Sachs in Nürnberg das meiste beigetragen / so daß er billich für den Patriarchen der Meistersinger gehalten wird. Er lernte in seiner Jugend das Schuster-Handwerk / hatte dabei einen großen Lust zu der Poeterey und Meister-Gesang / machte sich derowegen an Leonhart Nunnebecken einen Meister-Singer / von dem er einige Anleitung empfang; wonach er / mit unermüdeten Fleiß / sich auf die Kunst geübet / derselben auch nachgezogen / wodurch er zu der Vollkommenheit gelangt / so daß er alle / so vor ihn gewesen / weit übertroffen / auch niemand seines Gleichen nach sich haben wird. Er trieb / nachdem er von der Wanderschaft wieder anheim kommen / sein SchusterHandwerk geraume Jahr. Allderweillen aber sein Verstand sich weit ultra crepidam erstreckte / ist er hernach ein Schulmeister worden / und hat dabei stetigst poetische Sachen gedichtet / auch die Meister-Singer-Kunst in solches Aufnehmen gebracht / daß zu seiner Zeit dritthalbhundert Meister-Singer in Nürnberg sich befanden. Massen er auch / wie Herr Fellerus in der Vorrede über Tobiae Richteri in Teutsche Reime gebrachte Meditatives Sacras Gerhardi gedenket / 4370 Meister-Gesänge der Sing-Schule ungedruckt hinterlassen / davon der berühmte Daumius einen Teil gehabt / und weil sie Hanns Sachs mit eigener Hand geschrieben / als ein sonderliches Cimelium fleißig beibehalten. Seine anderen Gedichte machen etliche Tomos, und sind in Folio, wie auch in Quarto zu verschiedenen Malen gedruckt worden. Es finden sich darunter viel Sachen von guter Erfindung / auch so vernünftig ausgearbeitet / daß sie damals nit besser hätten sein können / und wegen des herrlichen Nachdrucks / und Verstandes / so überall sich zeigt / vielem / so neuerlich geschrieben worden / mit Rechten fürzuziehen sein; nur das die Reimung damals nicht von der Richtigkeit war / welche sie in diesem Seculo erlanget. Solchem nach sind Hanns Sachs Gedichte / auch von fürnehmen Gelehrten Leuten /

sehr gelobet worden / wie dann (welches in deren Vorrede bezeuget wird) Philippus Melanchthon selbstens sich damit zu erlustigen pflegen. Mit dem langen Gedicht / von denen in Teutschland gehaltenen Turnieren / haben viel Historici und Politici ihre Werk gleichsam geschmückt / und nur allein des wegen Geschicklichkeit Berufenen Limnæi zu gedenken / so hat solcher selbiges dem 5. Kapitel des 6. Buches seines Juris Publici einverleibet / und es mit einem fast zu versprechenden / wenigst zu missgönndenden Lob / elegantissimos Norici Vatis metricos lusus genandt. Absonderlich ist zu gedenken / daß Hanns Sachsens Lied / anfangend: Warum betrübst du dich mein Herz? In der ganzen Evangelischen Kirch / soweit dieselbe sich erstreckt / als Geistreich und Seelen-erquickend / in denen Versammlungen gesungen / und in den Predigten angezogen wird; und hab ich einmal einen fürnehmen Theologum in öffentlicher Predigt bezeugen hören / daß er in seinem langwärrigen Seelsorgers-Amt / auf der Welt nichts gefunden / so nach der Krafft-Sprüchen heiliger Göttlicher Schrift / betrübte / niedergeschlagene / kleingläubige / geängstete und fast verzagende Gewissen / mehr getröstet / aufgerichtet und gestärket hätte / als das in selbigen Lied enthaltene güldene / ja ganz unvergleichliche Gesätz / welches kein Mensch besser machen könnte:

Weil du mein Gott und Vatter bist /
Dein Kind wirst du verlassen nicht /
Du Väterliches Herz.
Ich bin ein armer Erden-Klos /
Auff Erden weiß ich keinen Trost.

Es hat Hanns Sachs sein Leben auf 81. Jahr gebracht / und wird dessen Gedächtnuß / von gemeinen Leuten nicht minder / als des Homeri, Vergilij, Ovidij und Horatij von denen Gelehrte / so lange die Welt stehet / verehrt werden.

Folgender Bericht / gründet sich auf die Nürn-
bergische und andere geschriebene Schul-Ordnungen /
wie auch die / von denen Meister-Singern / mir mündlich
gegebene Anzeigen / und das / was ich selbst bei ihnen
in ihren Sing-Schulen gesehen und gehöret. In Nürnberg
ist denen Meister-Singern erlaubt / ihre Sing-Schulen die
Sonn- und Feiertage Nachmittag / so oft es ihnen gefällig /
zu halten; welches jedoch der Zeiten gar selten / und fast nur
um die hohen Fest geschieht. Und ist hierzu sonderlich / von
Alters / die so genannte Catharina-Kirch / vielleicht weil
selbige heilige Jungfrau Märtyrerin für eine Patronin der
Freien-Künste / & omnis elegantioris literaræ nach Art /
als man vormals bei den Heyden die Minervam gehalten /
ist der Römischen Kirche aufgeworfen worden.

Wann eine Sing-Schul soll gehalten werden /
lassen etliche Tage vorher die Merker oder Fürstehrer der
Meister-Singer-Genossenschaft hierzu ansagen; und geschieht
solche Ansage durch den jüngsten Meister / welcher zu
jeglichem Gesellschafter in seine Behausung gehen / und
deswegen Recompens nit begehren soll. Wer das nit tat /
dem soll in einem Jahr nit gemerkt werden.

Es ist ein jeder Gesellschafter verbunden / so er
zur Sing-Schul berufen wird / zu erscheinen / und wann er
nicht kommen kann / sich durch den Umsager entschuldigen
zu lassen.

Immittels wird in der Catharina-Kirch / bei An-
fang des Chors / ein niedriges Gerüst aufgerichtet / darauf ein
Tisch mit einem großen schwarzen Pult / und um den Tisch
Bänke gesetzt werden / und wird solches Gerüst / welches
man das Gemercke nennet / mit Fühängen ganz umzogen /
daß man außen nit sehen kann / was darinnen geschehet.
Eine kleine Cathedra, in Form einer Kanzel / auf welcher

derjenige so ein Meisterlied absinget / sich setzt / und der
Sing-Stul heißet / bleibt beständig unverrückt an ihrem
Orth / ohnferne der großen Kanzel / davon die Predigten
gehalten werden.

Wann der zur Sing-Schul bestimmte Tag erschie-
nen / so geschieht deren Anzeigung / durch 4 oder 5 in der
Stadt öffentlich aufgehengte Tafeln / davon drei an unter-
schiedlichen Stöcken des großen Markts / die Vierte aber /
an den äußern Thor / wodurch man zu der Catharinen-Kirch
gehet / angemacht werden.

Die Versammlung der Zuhörer in der Catharina-
Kirch geschieht nach dem Mittägigen Gottesdienst / oder
eine Stund vor Vesper / wie man zu Nürnberg redet / das
ist um eins der gemeinen und kleinen Uhr. Vor der offnen
Kirch-Tür stehet ein Meister-Singer mit einer Büchsen / in
welche die / so zugegen sein wollen / etwas weniges / nach
Belieben / einlegen. Von welchem Geld die Unkosten / wegen
aufgerichteten Gemercks / bezahlet / und die Gewinnungen
gemacht werden.

Wenn eine gute Anzahl Leut beisamen / gehet
das Freysingen an / in dem darf sich hören lassen wer will /
stehet auch denen Fremden frei / aufzutreten, und werden
in dem Freysingen / außer den Historien so in H. Schrift
verzeichnet / auch wahre und ehrbare weltliche Begebnis-
sen / samt schönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu singen
zugelassen. Es wird aber in dem Freysingen nit gemerkt / und
kann man also / außer den Ruhm / sonst nichts gewinnen /
man mache es auch so gut als man immer wolle.

Wer nun singen will / setze sich fein züchtig
auf den Singstuhl / ziehet seinen Hut oder Barett ab / und
nachdem er eine Weile pausieret / fäheth er an zu singen /
und fährt damit fort bis zum Ende.

Nach geendigten Freysingen / singen erstlich die
gesamten Meister ein Lied / so daß einer vorsingt / und die
andern folglich mit einstimmen. Hernach gehet das Haupt-

Singen an / in dem nichts / was aus der H. Schrift Altes und Neues Testamentes componieret / geduldet wird / und muß der Singer bald Anfangs / das Buch und Kapitel anzeigen / woraus sein Lied gedichtet.

Wann in dem Haupt-Singen der Singer den Singstuhl bestiegen / und eine Weile geruhet / schreiet der Förderste von den Merkern: Fangt an! Also macht der Singer den Anfang / und wann ein Gesätz oder Abgesang vollbracht / hält er innen / bis der Merker wiederum schreit: fahr fort! Nach geendigten Gesang / begibt sich der Singer von dem Stuhl / und macht einem andern Platz. Merker werden diejenigen genennet / welche als die Fördersten / und Fürsther der Zunft / in dem verhängten Gernerck / an den Tisch und vor dem großen Pult sitzen / deren gemeinlich IV an der Zahl sind. Der eine und älteste hat die H. Schrift / nach der Übersetzung des Herrn Lutheri, auf den Pult liegend vor sich / schlägt den / von dem Singer angegebenen Orth / woraus sein Lied genommen / auf / und gibt fleißige Achtung / ob das Lied so wohl mit dem Inhalt der Schrift / als auch des Lutheri reinen Worten überein komme.

Der Andere / dem ersten entgegen sitzende Merker / gibt acht / ob in dem Context des Liedes / alles denen fürgeschriebenen Tabulatur-Gesetzen gemäß sei / und so was verbrochen wird / bemerkt er den Fehler / und dessen Straf / das ist / wie hoch er andern Silben angeschlagen werde / auf das Pult mit einer Kreide. Der dritte Merker / schreibt eines jeden Verses oder Reimens End-Silbe auf / und siehet / ob alles richtig gereimt worden; die Fehler ebenmäßig notierend. Und der vierte Merker trägt wegen des Thons Sorge / damit man den recht halte / und nit verfälsche: auch ob in allen Stollen und Abgesängen die Gleichheit gehalten werde.

Unterwährenden diesen Singen / müssen sich die übrige Zunft-Genossen des Redens und Geräusches enthalten / damit der Singer nit irr gemacht werde. Es soll auch kein Singer das Gernerck überlaufen; ferner ohne erfordern / in

das Gernerck gehen / und sich darein setzen / und also den Merkern in das Amt fallen und eingreifen.

Wann nun alle Singer mit ihrem Gesang fertig sind / so gehen die Merker zu Rath / wie ein jeder bestanden / und wann sich findet / daß es einige gleich gut gemacht / und keiner mehr Silben versungen als der ander / müssen sie um den Preis gleichen / und weiter sich hören lassen / bis so lange einem vor den andern die Ehre des Gewinns bleibet / und einer um wenigere / oder gar keine Silben strafbar erfunden wird / und also Glatt singet.

Hirauß werden die Gewinnungen ausgetheilet / und rufen die Merker / die zween / so sich am tapfersten gehalten / einen nach den andern für das nunmehr aufgezo-gene Gernerck / und geben ihnen / was sie durch ihr Singen verdient.

Dem Übersinger / so es am allerbesten gemacht / gebühret in Nürnberg die Zierde des Gehengs. Solches Geheng ist eine silberne lange Kette 7 von großen breiten / mit dem Nahmen derer / die solche machen lassen / bezeichneten Gliedern / an welcher viel / von allerley Art / der Gesellschaft geschenckte silberne Pfennige hangen. Nachdem aber selbige Kette wegen der Größe etwas unbrauchbar / und zum Anhencken sich nicht allerdings schicken will / so ward an deren statt / dem / so den Preis davon getragen / eine Schnur / daran drey große silberne und verguldete Schilling gebunden / überreicht / mit welcher man füglich sich schmücken und prangen kunte. Solche Schnur hat den Nahmen des König Davids; dann auf den mittleren Schilling / welcher der schönste / ist der König David auf der Harpfen spielend gebildet / und hat solchen Hanns Sachs der Gesellschaft hinterlassen.

ÜBER SCHAUSPIELER UND SÄNGER

VON Richard Wagner

38

Die Erhebung des dramatischen Dialogs zu dem eigentlichen Hauptgegenstande auch der musikalischen Behandlung, wie er für das Drama selbst das Allerwichtigste und in Wahrheit Teilnahmefesselndste war, mußte auch die rein musikalische Struktur des Ganzen bestimmen, in welcher somit das bisher zwischen den Dialog eingeschobene besondere Gesangsstück als solches gänzlich zu verschwinden hatte, um dagegen mit seiner musikalischen Essenz im Gewebe des Ganzen ununterbrochen jederzeit enthalten, ja zu diesem Ganzen selbst erweitert zu sein. Um das hier Gemeinte an dem Beispiele aus dem Freischützen deutlicher zu machen, haben wir uns etwa vorzustellen, welche Verwendung und Verwertung der musikalischen Bestandteile des vorangehenden Trinkliedes und der abschließenden Arie des Kaspar Weber geglückt sein, wie bedeutend er sie erweitert und durch eine Fügungen bereichert haben würde, wenn er sie zu einer musikalischen Ausführung der ganzen dazwischenliegenden dialogischen Szene verarbeitet hätte, und zwar, ohne ein Wort dieses Dialoges, etwa um seine opernhaften, ariosen Verbrauches willen, zu ändern oder auszulassen. Nehmen wir an, Weber würde sich hierzu durch irgendwelche Nötigung veranlasst, und besonders auch die Aufgabe sich zugeteilt gesehen haben, das Orchester nicht in der Weise eines Rezitativen den Dialog so tragen zu lassen, daß es ihn ununterbrochen durchdringe, wie das Blut die

Adern des Leibes durchdringt, der nach außen als gerade so oder anders, als leidenschaftlicher oder ruhiger, trauriger oder heiterer, entschlossener oder zögernder Mensch sich darstellt; und wollen wir hierzu aus vielen Analogien, wie sie die Webersche Charakteristik musikalischer Motive, z. B. in den Schlußszenen des letzten Aktes der Euryanthe, uns liefert, entnehmen, in welcher ungemein treffenden und ergreifenden Art das Orchester unsere Mitempfindung für die, im richtig akzentuierten Dialoge sich vor unseren Augen entwickelnden, Situation jeden Augenblick tätig erhielte, ohne aufzuhören zugleich als ein künstlerisch wohlgebildetes, reines Tongewebe uns zu ergetzen, – so dürften wir mit dieser einen Szene dem herrlichen Tondichter ein bereits erfülltes Ideal der dramatischen Kunst zu verdanken haben.

39

Die Möglichkeiten, welche hier Weber sich noch verbargen, aufzusuchen, darin bestand der instinktive Drang, der mich im Verlaufe meiner Entwicklung bestimmte, und ich glaube den Punkt, bis zu welchem ich in ihrer Auffindung gelangte, am deutlichsten kenntlich zu machen, wenn ich des einen Erfolges gedenke, daß ich meine dramatischen Gedichte mit der Zeit bis zu einer solchen dialogischen Ausführlichkeit ausbilden konnte, daß der, dem ich sie zuerst mitteilte, mir nur seine Verwunderung darüber ausdrückte, wie ich dies ganz vollständig dialogisierte Theaterstück nun auch noch in Musik setzen können würde; wogegen dann andererseits mir wieder zugestanden werden mußte, daß die endliche gerade zu diesen Gedichten entstandenen Partituren eine bisher nicht gekannten ununterbrochenen musikalischen Fluß aufzeigten. Jeder Art Widerspruch ward in der Beurteilung dieses künstlerischen Phänomens laut: gerade an der stets gleichen Ausgeführtheit meines Orchesters glaubte man sich ärgern zu dürfen; denn, so hieß es, nun habe ich die Bildsäule vom Kopf bis zum Fuß in das Orchester gestellt, und auf der Bühne laufe nur noch das Fußgestell herum, wodurch ich den »Sänger« gänzlich totgemacht hätte. Dage-

gen ereigne es sich wiederum, daß gerade unsere Sänger, und zwar die besten, eine große Zuneigung für die von mir ihnen gestellten Aufgaben gewannen, und endlich so gern »in meinen Opern sangen«, daß ihre vorzüglichsten und vom Publikum am wärmsten aufgenommenen Leistungen daraus hervorgingen. Ich habe nie mit einem Opernpersonale zu innigerer Befriedigung verkehrt, als bei Gelegenheit der ersten Aufführung der Meistersinger. Hier fühlte ich mich am Schlusse der Generalprobe gedrängt, einem jeden der Mitwirkenden, vom ersten der Meister bis zum letzten Lehrbuben, meine unvergleichliche Freude darüber auszudrücken, daß sie, so schnell jeder opernhafte Gewöhnung entsagend, mit der aufopferndsten Liebe und Hingebung sich eine Darstellungsweise zu eigen gemacht hatten, deren Richtigkeit in dem Gefühle eines jeden wohl tief begründet lag, jetzt aber, da sie ihnen ganz kenntlich geworden war, auch so willig von ihnen bezeugt werden durfte. Bei meinem Abschiede konnte ich ihnen somit die hierdurch wiederum in mir lebendig gewordene Überzeugung aussprechen, daß, wenn das Schauspiel wirklich durch die Oper verdorben worden sei, es jedenfalls nur durch die Oper wieder aufgerichtet werden würde.

Und zu so kühner Zuversicht in meinem Ausspruche durften gerade diese Meistersinger mich verleiten. Das, was ich zuvor als das unseren Darstellern zu gebende »Beispiel« bezeichnete, glaube ich mit dieser Arbeit am deutlichsten ausgestellt zu haben: wenn einem witzigen Freunde es dünkte, mein Orchestersatz käme ihm wie eine zur Oper gewordenen unausgesetzte Fuge vor, so wissen wiederum meine Sänger und Choristen, daß sie mit der Lösung ihrer so schwierigen musikalischen Aufgabe zu Aneignung eines fortwährenden Dialogs durchgedrungen waren, der ihnen endlich so leicht und natürlich fiel, wie die gemeinste Rede des Lebens; sie, die vor, wenn es »Opernsingen« hieß, sofort in den Krampf eines falschen Pathos verfallen zu müssen glaubten, fanden

sich jetzt im Gegenteile angeleitet, mit getreuster Natürlichkeit rasch und lebhaft zu dialogisieren, um erst von diesem Punkte aus, unmerklich, zu dem Pathos des Rührenden zu gelangen, welches dann zu ihrer eigenen Überraschung das wirkte, was dort den krampfhaftesten Anstrengungen nie gelingen wollte.

Darf ich mir somit das Verdienst zusprechen, durch die musikalischen Zeichen meiner Partitur dem Sänger die richtigste Anleitung zu einer natürlichen dramatischen Vortragsweise, wie sie selbst dem rezitierenden Schauspiel gänzlich verlorengegangen ist, gegeben zu haben, so habe ich, zu Erklärung der besonderen Eigenschaften gerade meiner neueren Partituren, wiederum darauf aufmerksam zu machen, wie die bis hierher ungewohnte Ausführlichkeit derselben eben nur von der Nötigen zu Auffindung jeder richtigen Bezeichnung des durchaus natürlichen Vortrags des Sängers eingegeben war.

VEIT POGNER

IN DEUTSCHEN LANDEN VIEL GEREIST,
HAT OFT ES MICH VERDROSSEN,
DASS MAN DEN BÜRGER WENIG PREIST,
IHN KARG NENNT UND VERSCHLOSSEN.
AN HÖFEN, WIE AN NIEDRER STATT,
DES BITTREN TADELS WARD ICH SATT,
DASS NUR AUF SCHACHER UND GELD
SEIN MERK DER BÜRGER STELLT.
DASS WIR IM WEITEN DEUTSCHEN REICH
DIE KUNST EINZIG NOCH PFLEGEN,
DRAN DÜNKT IHNEN WENIG GELEGEN.
DOCH WIE UNS DAS ZUR EHRE GEREICH,
UND DASS MIT HOHEM MUT
WIR SCHÄTZEN, WAS SCHÖN UND GUT,
WAS WERT DIE KUNST, UND WAS SIE GILT,
DAS WARD ICH DER WELT
ZU ZEIGEN GEWILLT.

Richard Wagner:

»Die Meistersinger von Nürnberg«, 1. Aufzug

EIN DEUTSCHES LESEBUCH

1538

Am 18. Januar 1538 um sechs Uhr abends erschien ein Komet, zwar dunkel, aber von erstaunlicher Größe. Diesen Stern sahen Luther, Jonas, Melanchthon, Milich und der Magister Erasmus Reinhold mit größter Verwunderung. Luther sagte: Ich will Deutschland nicht aus den Sternen wahrsagen, aber ich kündige ihm den Zorn Gottes aus der Theologie an. Denn es ist unmöglich, dass Deutschland ohne schwere Strafen davonkommen sollte. Denn Gott wird täglich dazu gereizt, uns zu verderben. Der Fromme wird mit dem Gottlosen zusammen untergehen. Lasst uns nur beten und Gott und sein Wort nicht verachten.

1797

EWIGE EINHEIT

Zuletzt die Idee, die alle vereinigt, die Idee der Schönheit, das Wort in höherem platonischen Sinne genommen. Ich bin nun überzeugt, dass der höchste Akt der Vernunft, der, in dem sie alle Ideen umfasst, ein ästhetischer Akt ist und

dass Wahrheit und Güte nur in der Schönheit verschwistert sind. Der Philosoph muß ebensoviel ästhetische Kraft besitzen als der Dichter. Die Menschen ohne ästhetischen Sinn sind unsere Buchstabenphilosophen. Die Philosophie des Geistes ist eine ästhetische Philosophie. Man kann in nichts geistreich sein, selbst über Geschichte kann man nicht geistreich raisonnieren – ohne ästhetischen Sinn. Hier soll offenbar werden, woran es eigentlich den Menschen fehlt, die keine Ideen verstehen – und treuherzig genug gestehen, dass ihnen alles dunkel ist, sobald es über Tabellen und Register hinausgeht.

Die Poesie bekommt dadurch eine höhere Würde, sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war – Lehrerin der Menschheit; denn es gibt keine Philosophie, keine Geschichte mehr, die Dichtkunst allein wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben.

Zur gleichen Zeit hören wir so oft, der große Haufen müsse eine sinnliche Religion haben. Nicht nur der große Haufen, auch der Philosoph bedarf ihrer. Monotheismus der Vernunft und des Herzens, Polytheismus der Einbildungskraft und der Kunst, dies ist's, was wir bedürfen.

Zuerst werde ich hier von einer Idee sprechen, die, soviel ich weiß, noch in keines Menschen Sinn gekommen ist – wir müssen eine neue Mythologie haben, diese Mythologie aber muß im Dienste der Ideen stehen, sie muß eine Mythologie des Vernunft werden.

Ehe wir die Ideen ästhetisch, d. h. mythologisch machen, haben sie für das Volk kein Interesse; und umgekehrt, ehe die Mythologie vernünftig ist, muss sich der Philosoph ihrer schämen. So müssen endlich Aufgeklärte und Unaufgeklärte sich die Hand reichen, die Mythologie muss philosophisch werden und das Volk vernünftig, und die Philosophie muss mythologisch werden, um die Philosophen sinnlich zu machen. Dann herrscht ewige Einheit unter uns. Nimmer der verachtende Blick, nimmer das blinde Zittern des Volks vor seinen Weisen und Priestern. Dann erst erwartet

uns gleiche Ausbildung aller Kräfte, des Einzelnen sowohl als aller Individuen. Keine Kraft wird mehr unterdrückt werden. Dann herrscht allgemeine Freiheit und Gleichheit der Geister. Ein höherer Geist, vom Himmel gesandt, muß diese neue Religion unter uns stiften, sie wird das letzte größte Werk der Menschheit sein.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

1807

DEUTSCH-BÜRGERLICHE VORBILDlichkeit

Ich will diese Bürger der deutschen Reichsstädte des Mittelalters nicht vergleichen mit den andern ihnen gleichzeitigen Ständen und nicht fragen, was indessen der Adel tat und die Fürsten; aber in Vergleich mit den übrigen germanischen Nationen, einige Striche Italiens abgerechnet, hinter welchen selbst jedoch in den schönen Künsten die Deutschen nicht zurückblieben, in den nützlichen sie übertrafen und ihre Lehrer wurden – diese abgerechnet waren nun diese deutschen Bürger die gebildeten und jene die Barbaren. Die Geschichte Deutschlands, deutscher Macht, deutscher Unternehmungen, Erfindungen, Denkmale, Geistes, ist in diesem Zeitraume lediglich die Geschichte dieser Städte, und alles übrige, als da sind Länderverpfändungen und Wiedereinlösungen und dergleichen, ist nicht des Erwähnens wert. Auch ist dieser Zeitpunkt der einzige in der deutschen Geschichte, in der diese Nation glänzend und ruhmvoll und mit dem Range, der ihr als Stammvolk gebührt, dasteht; sowie ihre Blüte durch die Habsucht und Herrschsucht der Fürsten zerstört und ihre Freizeit zertreten wird, sinkt das Ganze allmählich

immer tiefer herab und geht entgegen dem gegenwärtigen Zustande; wie aber Deutschland herabsinkt, sieht man das übrige Europa eben also sinken in Rücksicht dessen, was das Wesen betrifft und nicht den bloßen äußern Schein.

Der entscheidende Einfluss dieses in der Tat herrschenden Standes auf die Entwicklung der deutschen Reichsverfassung, auf die Kirchenverbesserung und auf alles, was jemals die deutsche Nation bezeichnete und von ihr ausging in das Ausland, ist allenthalben unverkennbar, und es läßt sich nachweisen, dass alles, was noch jetzt Ehrwürdiges ist unter den Deutschen, in seiner Mitte entstanden ist.

Und mit welchem Geiste brachte hervor und genoß dieser deutsche Stand diese Blüte? Mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Ehrbarkeit, der Bescheidenheit, des Gemeinsinnes. Für sich selbst bedurften sie wenig, für öffentliche Unternehmungen machten sie unermesslichen Aufwand. Selten steht irgendwo ein einzelner Name hervor und zeichnet sich aus, weil alle gleichen Sinnes waren und gleicher Aufopferung für das Gemeinsame. Ganz unter denselben äußern Bedingungen wie in Deutschland waren auch in Italien freie Städte entstanden. Man vergleiche die Geschichte beider; man halte die fortwährenden Unruhen, die innern Zwiste, ja Kriege, den beständigen Wechsel der Verfassung und der Herrscher in den ersten gegen die friedliche Ruhe und Eintracht in den letzteren. Wie konnte klarer sich aussprechen, dass ein innerlicher Unterschied in den Gemütern der beiden Nationen gewesen sein müsse? Die deutsche Nation ist die einzige unter den neueuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die Tat gezeigt hat, dass sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge.

Unter den einzelnen und besondern Mitteln, den deutschen Geist wieder zu heben, würde es ein sehr kräftiges sein, wenn wir eine begeisternde Geschichte der Deutschen aus diesem Zeitraume hätten, die da National- und Volks-

buch würde, so wie Bibel oder Gesangbuch es sind, so lange, bis wir selbst wiederum etwas des Aufzeichnens Wertes hervorbrächten. Nur müßte eine solche Geschichte nicht etwas chronikenmäßig die Taten und Ereignisse aufzählen, sondern sie müßte uns wunderbar ergreifend und ohne unser eigenes Zutun oder klares Bewußtsein mitten hinein versetzen in das Leben jener Zeit, so dass wir selbst mit ihnen zu gehen, zu stehen, zu beschließen, zu handeln schienen, und dies nicht durch kindliche und tändelnde Erdichtung, wie es so viele historische Romane getan haben, sondern durch Wahrheit; und aus diesem ihren Leben müßte sie die Taten und Ereignisse als Belege desselben hervorblicken lassen. Ein solches Werk könnte zwar nur die Frucht von ausgebreiteten Kenntnissen sein und von Forschungen, die vielleicht noch niemals angestellt sind, aber die Ausstellung dieser Kenntnisse und Forschungen müßte uns der Verfasser ersparen und nur lediglich die gereifte Frucht uns vorlegen in der gegenwärtigen Sprache auf eine jedwedem Deutschen ohne Ausnahme verständliche Weise. Außer jenen historischen Kenntnissen würde ein solches Werk auch noch ein hohes Maß philosophischen Geistes erfordern, der ebenso wenig sich zur Schau ausstellte, und vor allem ein treues und liebendes Gemüt.

Jene Zeit war der jugendliche Traum der Nation in beschränkten Kreisen der künftigen Taten, Kämpfen und Siegen und die Weissagung, was sie einst bei vollendeter Kraft sein würde. Verführerische Gesellschaft und die Lockung der Eitelkeit hat die heranwachsende fortgerissen in Kreise, die nicht die ihrigen sind, und indem sie auch da glänzen wollte, steht sie da mit Schmach bedeckt und ringend sogar um ihre Fortdauer. Aber ist sie denn wirklich veraltet und entkräftet? Hat ihr nicht auch seitdem und immerfort und bis auf diesen Tag die Quelle des ursprünglichen Lebens fortgequollen wie keiner andern Nation? Können jene Weissagungen ihres jugendlichen Lebens, die durch die Beschaffenheit der übrigen

Völker und durch den Bildungsplan der ganzen Menschheit bestätigt werden – können sie unerfüllt bleiben? Nimmermehr. Bringe man diese Nation nur zuvörderst zurück von der falschen Richtung, die sie ergriffen, zeige man ihr in dem Spiegel jener ihrer Jugendträume ihren wahren Hang und ihre wahre Bestimmung, bis unter diesen Betrachtungen sich ihr die Kraft entfalte, diese ihre Bestimmung mächtig zu ergreifen. Möchte diese Aufforderung etwas dazu beitragen, dass recht bald ein dazu ausgerüsteter deutscher Mann diese vorläufige Aufgabe löse!

Johann Gottlieb Fichte

1832

Die Radikalen Wirth und Siebenpfeiffer luden zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloss bei Neustadt a. H. ein, »den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung« zu feiern. Etwa 25 000 Menschen strömten zusammen. Polnische, deutsche und schwarze Fahnen wurden vorausgetragen. Nach mehr oder weniger ausschweifenden Reden ging man auseinander. Wenige Tage später erschien Fürst Wrede, um die Revolution zu bändigen, – er fand aber keine vor.

VATERLAND – VOLKSHOHEIT – VÖLKERBUND HOCH!

Wir widmen unser Leben der Wissenschaft und der Kunst, wir messen die Sterne, prüfen Mond und Sonne, wir stellen Gott und Mensch, Höll' und Himmel in poetischen Bildern dar, wir durchwühlen die Körper- und Geisteswelt; aber die Regungen der Vaterlandsliebe sind uns unbekannt,

die Erforschung dessen, was dem Vaterlande not tut, ist Hochverrat, selbst der leise Wunsch, nur erst wieder ein Vaterland, eine freimenschliche Heimat zu erstreben, ist Verbrechen. Wir helfen Griechenland befreien vom türkischen Joche, wir trinken auf Polens Wiedererstehung, wir zürnen, wenn der Despotismus der Könige den Schwung der Völker in Spanien, Italien, in Frankreich lähmt, wir blicken ängstlich nach der Reformbill Englands, wir preisen die Kraft und die Weisheit des Sultans, der sich mit der Wiedergeburt seiner Völker beschäftigt, wir beneiden den Nordamerikaner um sein glückliches Los, das er sich mutvoll selbst erschaffen: aber knechtisch beugen wir den Nacken unter das Joch der eigenen Dränger [...]

Es wird kommen der Tag, der Tag des edelsten Siegestolzes, wo der Deutsche vom Alpengebirg und der Nordsee, vom Rhein, der Donau und der Elbe den Bruder im Bruder umarmt, wo die Zollstöcke und die Schlagbäume, wo alle Hoheitszeichen der Trennung und Hemmung und Bedrückung verschwinden, samt den Konstitutionen, die man etlichen mürrischen Kindern der großen Familie als Spielzeug verlieh; wo freie Straßen und freie Ströme den freien Umschwung aller Nationalkräfte und Säfte bezeugen; wo die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen, und der Beamte, der Krieger, statt mit der Bedientenjacke des Herrn und Meisters, mit der Volksbinde sich schmückt; wo nicht 34 Städte und Städtlein, von 34 Höfen das Almosen empfangend, um den Preis hündischer Unterwerfung, sondern wo alle Städte frei emporblühend aus eigenem Saft, um den Preis patriotischer Tat ringen; wo jeder Stamm im Innern frei und selbstständig, zu bürgerlicher Freiheit sich entwickelt und ein starkes, selbstgewobenes Bruderband alle umschließt zu politischer Einheit und Kraft; wo die deutsche Flagge, statt Tribut an Barbaren zu bringen, die Erzeugnisse unseres Gewerbefleißes in fremde Weltteile geleitet und nicht

mehr unschuldige Patrioten für das Henkerbeil auffängt, sondern allen freien Völkern den Bruderkuß bringt ... Ja, er wird kommen der Tag, wo ein gemeinsames deutsches Vaterland sich erhebt, das alle Söhne als Bürger begrüßt und alle Bürger mit gleicher Liebe, mit gleichem Schutz umfaßt; wo die erhabene Germania dasteht auf dem erzenen Piedestal der Freiheit und des Rechts, in der einen Hand die Fackel der Aufklärung, welche zivilisierend hinausleuchtet in die fernsten Winkel der Erde, in der anderen die Wage des Schiedsrichteramts, streitenden Völkern das selbst erbetene Gesetz des Friedens spendend, jenen Völkern, von welchen wir jetzt das Gesetz der Gewalt und den Fußtritt höhnender Verachtung empfangen ...

Es lebe das freie, das einige Deutschland!
Hoch leben die Polen, der Deutschen Verbündete!
Hoch leben die Franken, der Deutschen Brüder,
die unsere Nationalität und Selbständigkeit achten!
Hoch lebe das Volk, das seine Ketten bricht
und mit uns den Bund der Freiheit schwört!
Vaterland – Volkshoheit – Völkerbund hoch!

Philipp Jakob Siebenpfeiffer

1843

POESIE UND POLITIK

Es ist eine bekannte Tatsache, dass bei uns Deutschen Poesie und Politik als entschiedene und durchaus unversöhnbare Gegensätze betrachtet werden, und dass demgemäß politische Poesie bei uns meist für ein Ding gilt,

welches entweder, als unmöglich, nicht existiert, oder, als unberechtigt, doch nicht existieren sollte. In diesem Resultat vereinigen sich bei uns zwei Parteien, die übrigens wenig oder nichts mit einander gemein haben; auch zu dieser gemeinsamen Ansicht über die politische Poesie der Deutschen sind sie auf ganz verschiedenen Wegen von den verschiedensten Standpunkten aus, gelangt.

Die Einen sind diejenigen, nach deren Meinung das Volk im Allgemeinen und als solches überhaupt politisch unmündig, unbeteiligt und unberechtigt ist, und die daher alles politische Interesse, alle persönliche Teilnahme an der Entwicklung des Staates und der gegenwärtigen Geschichte ausschließlich auf den Kreis derjenigen beschränken wollen, die auf irgend eine Weise, als Aufseher oder Handlanger, Nagel oder Schraube, unmittelbaren Anteil an jener großen und geheimnißvollen Staatsmaschine haben, von der wir Andern nur das Knarren und Sausen hören. Es sind dies diejenigen, die aus der Tatsache des Besitzes ihr Recht, sogar ihr ausschließliches und göttliches Recht ableiten; die kein anderes, zum Wenigstens kein besseres Werkzeug der Regierung kennen, als das Gängelband, den Fallhut und die Rute, ja die den gesamten Staat, die gesamte politische Entwicklung unserer Zeit als einen Geheimdienst behandeln, in welchem sie allein die Wissenden, die geweihten Priester, die Vermittler sind zwischen dem verhüllten, jenseitigen Staat und uns, den Laien der Geschichte. Wenn diese der Poesie auch nicht gestatten wollen, den politischen Inhalt unseres Lebens zu ergreifen und mit tönender Stimme auszusprechen vor unserm Volk, so versteht sich das bei dieser Partei ganz von selbst, und ist nur eine notwendige und richtige Konsequenz ihrer ganzen Stellung.

Neben ihr her läuft eine zweite Richtung, die zwar auch von politischer Poesie nichts wissen will: aber nicht, wie jene, aus politischen, sondern lediglich aus poetischen Gründen, aus gewissen ästhetischen Prinzipien, die man sich

einmal gebildet, oder richtiger, die man von der Vergangenheit auf Treu und Glauben als gültig übernommen hat, und die man nun nicht aufgeben zu dürfen meint, ohne zugleich die Grundfesten der Kunst selbst zu erschüttern. Denn nach der Meinung dieser Partei ist die Dichtung göttlicher Natur, ihr Reich ist nicht von dieser Welt, sie ist der Friede, die Harmonie, der selig unbefangene Genuß des Schönen; was hätte sie also zu teilen mit den irdisch vergänglichen, den feindseligen und häßlichen Erscheinungen der Tagesgeschichte? Die Heimat der Poesie, sagen sie, ist ausschließlich das Ideal, mit dessen goldenem Abglanz sie unsre geplagten, von der Welt ermüdeten und zerstückelten Herzen erleichtert und erquickt; ihr schlimmster und unversöhnlichster Feind ist die Wirklichkeit: aber sie überwindet ihn, indem sie ihn ignoriert. Auch die Wirklichkeit des Staates hat daher, schließen sie weiter, in der Poesie keinen Raum, ja gerade sie am Wenigsten. Denn der Staat, sagen sie, ist lediglich ein Produkt und eine Angelegenheit des Verstandes, während die Poesie allein aus dem Brunnen des Gemütes quillt und den Verstand, den kalt berechnenden, verachtet; im Staat kämpfen Vorurteile und Systeme, Leidenschaften und Parteien, die das Herz verbittern und die schöne Unbefangenheit der künstlerischen Anschauungen zerstören. [...] Die Einen stehen festen Fußes in der Politik, die Andern schweben in der Ästhetik; die Einen leugnen die politische, die Andern die poetische Berechtigung der politischen Poesie. [...]

Ebenso verschieden, wie in der Grundlage ihrer Ansicht, sind nun diese beiden Parteien auch in der Zahl und in der Art ihrer Wirksamkeit; diejenigen, die das politische Gedicht verwerfen, wie sie alle politische Teilnahme und Stimmung der Nation verwerfen, und die wir im Gegensatz zu den Ästhetikern hier einmal kurzweg die Politiker nennen wollen, sind an Zahl bei Weitem die Geringsten. Das liegt in der Natur unsrer öffentlichen Verhältnisse; es kann nicht anders, ja sogar nach dem Willen dieser Partei selbst, soll es

nicht anders sein. Politischer Freund oder Gegner irgend eines Dinges kann nur derjenige sein, der überhaupt von der Politik, vom Staat, von den öffentlichen Zuständen seines Landes wirklich etwas weiß und hat, der, mit einem Worte, sich politisch fühlt und politisch mächtig und berechtigt ist. Deren Zahl ist bekanntlich in Deutschland außerordentlich gering. Wäre sie das nicht, so ständen die Dinge eben anders, als sie stehen; und damit sie niemals anders zu stehen kommen, so darf die Masse auch gar nicht einmal merken, wie gering an Zahl diejenigen sind, die ihr das Gebiß in den Mund gelegt haben und sie von dem Mitgenuß der politischen Rechte ausgeschlossen haben.

Robert Prutz

1851

ZWIESPÄLTIGE NATUR DES BÜRGERTUMS

Die Geschichte keines anderen Standes ist so reich an innerem Leben, an kräftigen Gegensätzen und deren unverhohlenem Widerstreit als die Geschichte des Bürgertums. Da gilt es nicht, wie bei den Bauern, einfache ruhende Zustände zu beobachten, sondern ein bewegtes Handeln, ein stetes Schaffen und Zerstören. Die echt dramatischen sozialen Konflikte sind das Wichtigste in der Städtegeschichte des Mittelalters. Darum schüttelt sich unser historisches Gefühl vor der Unnatur, mit welcher ein schwächlicher Seitenzweig der romantischen Schule vor einiger Zeit in Dichtung und Bildwerk das alte Bürgertum als ein mattherziges Stilleben von zahmen biederer Handwerksmeistern und blondhaarigen Goldschmiedstöchterlein darzustellen sich befließ. Die

derben tatkräftigen Männer und unruhigen Köpfe der alten streitbaren Städte haben sicherlich ganz anders dreingeschaut. Und doch gibt auch diese Auffassung des massiven Bürgers sein volles und getreues Bild. Der Bürger – um es vorweg zu sagen – ist ein Charakter von doppelseitiger Natur. Diese streitsüchtigen alten Zünfte, die sich wohl das ganze Jahr hindurch in den Haaren lagen, diese kriegsgewaltigen Bürger, die, wie weiland die Kölner gegen ihren Erzbischof Konrad von Hochstetten, sich oft aufs tapferste mit Rittern und Knechten im Felde schlugen, waren doch nebenbei auch wieder Spießbürger, die ihre Ruhe liebten und denen man oft viel bieten mußte, bis ihnen der Geduldsfaden riß, und bis sie dann aber auch umso ingrimmiger ihre Schläge austeilten. Darum ist jener Wahlspruch, welcher »Ruhe« als die »erste Bürgerpflicht« bezeichnet, ganz aus der Seele des Bürgertums gesprochen, und ist doch dasselbe Bürgertum die Seele aller großartigen Bewegung, des mächtigsten sozialen und politischen Fortschrittes in Staat und Gesellschaft gewesen. [...]

Sein rechtes Lebenselement ist das Wetten und Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbesserung. Die »Konkurrenz« ist ein echt bürgerlicher Begriff; dem Stockbauer liegt er sehr fern. Der Bürgerstand alter und neuer Zeit in seiner großartigen Erscheinung ist der zur Tatsache gewordene Beweis des Satzes, dass »die Kraft, Reichtümer zu schaffen, unendlich wichtiger sei als der Reichtum selbst« (List). [...] Jener höchste Stolz starker Geister, alles durch sich selbst geworden zu sein, ist ein echt bürgerlicher, im Gegensatz zu dem aristokratischen Stolz auf historischen Ruhm und ererbtes Gut. In Altbayern kann man Bauern sehen, die von ihrer Konfirmation bis zu ihrem Tode ein Barkapital von acht Gulden auf ihrer Sonntagsweste tragen. Die Weste hat nämlich normalmäßig zwanzig Knöpfe und jeder Knopf wird durch einen vollwertigen Sechsbätzner gebildet. Der Schweizer Bauer sagt entsprechend von einer bodenlosen Weingurgel: sie säuft sich alle Knöpfe vom Rock ab. Diese

Sitte, ein Barkapital auf Weste oder Rock ruhen zu lassen, ist nur bei Bauern möglich, die überhaupt an dem Besitz des toten Kapitals eine seltsam kindische Freude haben. Ein echter Bürger würde die zwanzig Sechsbätzner umschlagen, bis mit der Zeit zwanzig Louisdor daraus geworden wären, und dann würde er sich doch noch lange keine goldenen Knöpfe auf die Weste setzen lassen.

Von den Heroen der neueren deutschen Nationalliteratur hat wohl keiner den gesunden, praktischen Mutterwitz, das scharfe Urteil und die glühende Reformbegeisterung des deutschen Bürgertums in großartigerem Verein persönlich dargestellt als Lessing. Und gerade Lessing war es, der den bekannten Ausspruch getan, dass er, wo ihm Gott die Wahl ließe zwischen der Wahrheit selber und dem Streben nach Wahrheit nach dem letzterem greifen würde. Das ist ein Wort voll stolzer, wahrhaft bürgerlicher Gesinnung! Nebenbei gesagt, Doktor Faust, der alte Schwarzkünstler sowohl als der Goethesche, ist auch ein Bürgersmann gewesen. Der oben zitierte Ausspruch Lists, dass die Kraft Reichtümer zu schaffen, unendlich wichtiger sei als der Reichtum selbst, ist die Übertragung des allgemeinen Lessingschen Satzes auf das besondere ökonomische Gebiet. Und in den beiden Aussprüchen liegt das Geheimnis, durch welches das Bürgertum die oberste Macht der sozialen Bewegung wird. Das Bürgertum setzt die Zauberkraft dieser beiden Sätze als Hebel an, hier in dem Reiche des Geistes, dort in dem Reiche des materiellen Erwerbens, und so hat es sich mit diesen Sätzen die Übermacht in der modernen Gesellschaft erobert.

Wilhelm Heinrich Riehl

»DEUTSCH SEIN HEISST, EINE SACHE UM IHRER SELBST
WILLEN TREIBEN«

56

Der Ausgang des dreißigjährigen Krieges vernichtete das deutsche Volk. [...] Ein Volk, welches numerisch auf den zehnten Teil seines früheren Bestandes herabgebracht war, konnte, seiner Bedeutung nach, nur noch in der Erinnerung Einzelner bestehen. Selbst diese Erinnerung mußte von den ahnungsvollsten Geistern erst wieder aufgesucht und anfänglich mühsam genährt werden. Es ist ein wunderbarer Zug des deutschen Geistes, daß, nachdem er in seiner früheren Entwicklungsperiode die von außen kommenden Einflüsse sich innerlichst angeeignet hatte, er nun, da der Vorteil des äußerlichen politischen Machtlebens ihm gänzlich entschwunden war, aus seinem eigensten innerlichen Schatze sich neu gebär. – Die Erinnerung ward ihm recht eigentlich zur Erinnerung; denn aus seinem tiefsten Innern schöpfte er, um sich der nun übermäßig gewordenen äußeren Einflüsse zu erwehren. Nicht seiner äußerlichen Existenz galt es, denn diese war dem Namen nach durch das Bestehen der deutschen Fürsten gesichert; bestand ja sogar der Name des römisch-deutschen Kaisertitels fort! Sondern sein wahrhaftigstes Wesen, wovon die meisten dieser Fürsten nichts mehr wußten, galt es zu erhalten und zu neuer Kraft zu erheben. In der französischen Livree und Uniform, mit Perücke und Zopf, und lächerlich nachgeahmter französischer Galanterie ausgestattet, trat ihm der dürftige Rest seines Volkes entgegen, mit einer Sprache, die selbst der mit französischen Floskeln sich schmückende Bürger im Begriffe stand, nur noch dem Bauern zu überlassen. – Doch wo die eigene Gestalt, die eigene Sache selbst sich verlor, blieb dem deutschen Geiste eine letzte, ungeahnte Zuflucht, sein innigstes Inneres sich

deutlich auszusprechen. Von den Italienern hatte der Deutsche sich auch die Musik angeeignet. Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Es ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes. Da seht diesen Kopf, in der wahnsinnigen französischen Allongerücke versteckt, diesen Meister – als elenden Kantor und Organisten zwischen kleinen thüringischen Ortschaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrungslosen Anstellungen sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, dass es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um seine Werke der Vergessenheit zu entziehen; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild seiner Zeit war, trocken, steif, pedantisch, wie Perücke und Zopf in Noten dargestellt: und nun sehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebastian aus diesen Elementen aufbaute! Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist unmöglich, ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und alles in sich fassende Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen. Wollen wir uns jetzt aber die überraschende Wiedergeburt des deutschen Geistes auch auf dem Felde der poetischen und philosophischen Literatur erklären, so können wir dies deutlich nur, wenn wir an Bach begreifen lernen, was der deutsche Geist in Wahrheit ist, wo er weilte, und wie er rastlos sich neu gestaltete, während er gänzlich aus der Welt entschwunden schien. Von diesem Manne ist neuerlich eine Biographie erschienen, über welche die »Allgemeine Zeitung« berichtete. Ich kann mich nicht entwehren, aus diesem Berichte folgende Stellen anzuführen: »Mit Mühe und seltener Willenskraft ringt er sich aus Armut und Not zu höchster Kunsthöhe empor, streut mit vollen Händen eine

57

fast unübersehbare Fülle der herrlichsten Meisterwerke seiner Zeit hin, die ihn nicht begreifen und schätzen kann, und stirbt bedrückt von schweren Sorgen einsam und vergessen, seine Familie in Armut und Entbehrung zurücklassend – das Grab des Sangesreichen schließt sich über dem müden Heimgegangenen ohne Sang und Klang, weil die Not des Hauses eine Ausgabe für den Grabgesang nicht zuläßt. Sollte eine Ursache, warum unsre Tonsetzer so selten Biographen finden, teilweise wohl auch in dem Umstande zu suchen sein, weil ihr Ende gewöhnlich ein so trauriges, erschütterndes ist?² – – Und während sich dies mit dem großen Bach, dem einzigen Horte und Neugebärer des deutschen Geistes, begab, wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutschen Fürsten von italienischen Opernkomponisten und Virtuosen, die man mit ungeheuren Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutschland den Abfall einer Kunst zum Besten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeste Beachtung mehr geschenkt werden kann. Doch Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtstätte, hervor. Als Goethes Götz erschien, jubelte es auf: »das ist deutsch!« Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei. Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte, dass das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist »deutsch«, und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen. [...] Das deutsche Volk hat seine Wiedergeburt, die Entwicklung seiner höchsten

Fähigkeiten, durch seinen konservativen Sinn, sein inniges Haften an sich, seiner Eigentümlichkeit erreicht: es hat für das Bestehen seiner Fürsten sich dereinst verblutet. Es ist jetzt an diesen, dem deutschen Volke zu zeigen, dass sie zu ihm gehören; und da, wo der deutsche Geist die Tat der Wiedergeburt des Volkes vollbrachte, da ist der Bereich, auf welchem zunächst auch die Fürsten sich dem Volke neu vertraut zu machen haben. Es ist die höchste Zeit, dass die Fürsten sich zu dieser Wiedertaufe wenden: die Gefahr, in welcher die ganze deutsche Öffentlichkeit steht, habe ich angedeutet. Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist aus der Welt schwände! – [...] Die »Demokratie« ist in Deutschland ein durchaus übersetztes Wesen. [...] Um Anhang im Volke zu haben, gebärdete sich die »Demokratie« deutsch und »Deutschtum«, »deutscher Geist«, »deutsche Redlichkeit«, »deutsche Freiheit«, »deutsche Sittlichkeit« wurden nun Schlagwörter, die niemanden mehr anwidern konnten als den, der wirkliche deutsche Bildung in sich hatte, und nun mit Trauer der sonderbaren Komödie zusehen mußte, wie Agitatoren aus einem nichtdeutschen Volksstamme für ihn plädierten, ohne den Verteidigten auch nur zu Worte kommen zu lassen. Die erstaunliche Erfolglosigkeit der so lärmenden Bewegung von 1848 erklärt sich leicht aus diesem seltsamen Umstande, dass der eigentliche wahrhafte Deutsche sich und seinen Namen so plötzlich von einer Menschenart vertreten fand, die ihm ganz fremd war. Während Goethe und Schiller den deutschen Geist über die Welt ergossen, ohne vom »deutschen« Geiste auch nur zu reden, erfüllen diese demokratischen Spekulant^{en} alle deutschen Buch- und Bilderläden, alle sogenannten »Volks-« d. h. Aktien-Theater, mit groben, gänzlich schalen und nichtigen Bildungen, auf welchen immer die anpreisende Empfehlung »deutsch« und wieder »deutsch« zur Verlockung für die gutmütige Menge aufgeklebt ist. Und wirklich sind wir so weit, das deutsche Volk damit bald gänzlich zum Narren

gemacht zu sehen: die Volksanlage zu Trägheit und Phlegma wird zur phantastischen Selbstgefällsucht verführt; bereits spielt das deutsche Volk zum großen Teil in der beschämenden Komödie selbst mit, und nicht ohne Grauen kann der sinnende deutsche Geist jenen torigen Festversammlungen mit ihren theatralischen Aufzügen, albernen Festreden und trostlos schalen Liedern sich zuwenden, mit denen man dem deutschen Volke weismachen will, es sei etwas ganz Besonderes und brauche gar nicht erst etwas werden zu wollen.

Richard Wagner

DER PLAN EINER NATIONALEN ETHIK

Denke ich mir einen Menschen, der im blühenden Jugendalter sich zum höchsten Bewußtsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Maß seiner Kräfte sorgfältig überschlagen, er würde dann den Lebenskreis prüfen, innerhalb dessen er zu wirken hat, und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl und Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Was jeder für sich wünschen und anstreben darf, das wünschen und erstreben wir in noch viel höherem Maße für den menschlichen Verein, dem wir das Größte und Beste danken, was wir besitzen und was unseren echten Wert ausmacht: für unsere Nation. In der Tat können wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine fortschreitende Bewegung beobachten, in welcher die Deutschen sich zur bewußten Erfüllung ihrer Bestimmung unter den Nationen zu erheben trachten. Warum sollte es nicht eine Wissenschaft geben, welche den Sinn dieser Bestrebungen, das, was den innersten aufquellenden Lebenskern unserer neueren Geschichte ausmacht, zu ihrem eigentlichen Gegenstande wählte, welche

zugleich ganz universell und ganz momentan, ganz umfassend theoretisch und ganz praktisch, das kühne Unternehmen wagte, ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich schlosse und, indem es sie läuterte, uns ein herzerhebendes Gemälde der Zukunft als Wegweiser des edelsten Wollens in die Seele pflanzte? Der Verlauf einer ruhmvollen, glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesamtbild dessen, was wir sind und bedeuten, zu entwerfen, und aus diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in atmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebeich spendend entgegenträte.

Wilhelm Scherer

1870

ERINNERUNG AN DAS HEILIGE RÖMISCHE REICH DEUTSCHER NATION

War die Idee des heiligen römischen Reiches aus den Bedürfnissen und Umständen hervorgegangen, wie sie zu Anfang des Mittelalters bestanden, so war die natürliche Folge davon, dass das Reich allmählich seinen Boden verlor, je mehr jene Bedürfnisse verschwanden und die Umstände sich änderten. Alles in der Welt hat seine Zeit. Nur die leere Form blieb dann zurück, das Mittelalter noch Jahrhunderte lang überdauernd, und so oft im auffallendsten Widerspruch mit den späteren Verhältnissen. Aber gerade diese Lebensfähigkeit, welche das Reich hier bewies, und vermöge deren es selbst die ungeheuren Verwüstungen des Dreißigjährigen

Krieges ertrug, so dass zuletzt noch die große Katastrophe der revolutionären und napoleonischen Welterschütterungen kommen mußte, um seine Auflösung zu vollenden, liefert das beste Zeugnis für die ursprüngliche Kraft dieser Schöpfung. Das alte Reich mußte doch tiefe Wurzeln geschlagen haben, nicht bloß im Herzen und in den Zuständen der deutschen Nation, sondern selbst in der Gesamtheit der europäischen Verhältnisse; es mußte etwas in ihm liegen, was trotz der veränderten Umstände und Zeitbedürfnisse noch immer wichtig blieb. Was war dies nun?

[...] Schon zu den Zeiten des Reiches hat man viel darüber gestritten, was das Reich eigentlich sei, und nie recht darauf zu antworten gewußt. War es eine Monarchie oder eine Republik, ein einheitlicher Körper oder eine reine Föderation? [...] Man wollte das Reich unter Schulbegriffe bringen und das gelang nicht. Es konnte nicht gelingen, weil das Reich vielmehr eine Singularität war, ein Gemeinwesen eigener Art, nur mit sich selbst vergleichbar.

Man kann das Wesen des Reiches nur verstehen, wenn man über die Staatsidee selbst hinausgeht. Aber eben dies tat man nicht, sondern die Staatsidee galt für ein Höchstes und Letztes, wie sie noch heute dafür gilt. Darum wissen selbst deutsche Theoretiker, die in ihren Lehrbüchern von allen möglichen Staatsformen sprechen, nie etwas aus dem deutschen Reiche zu machen. Sie schweigen in der Regel ganz davon, weil sie immer von der Voraussetzung ausgehen, dass es außer dem Staat keine Art von Gemeinwesen gäbe, es sei denn die Kirche, die hier außer Frage bleibt. [...]

Dass nun das alte Reich kein eigentlicher Staat war, zeigt der erste Blick, weil die Glieder des Reiches nur teilweise staatsrechtlich verbunden waren, teilweise hingegen nur völkerrechtlich. Es hatte sogar Glieder, die selbst besondere Staatskörper bildeten und dabei nur mit einem Teile ihres Körpers zum Reiche gehörten, wie auch noch später im deutschen Bunde vorlag. Eine unendliche Mannigfaltigkeit

der Verhältnisse war dadurch ermöglicht, so dass die Glieder des Reiches nicht nur nach ihrer eigenen inneren Verfassung wie nach ihrer materiellen Bedeutung sehr verschieden waren, sondern auch in verschiedenen Graden der Abhängigkeit von der Reichsgewalt standen, bei ebenso verschiedener Berechtigung zur Teilnahme an der allgemeinen Leitung. Das war offenbar etwas anderes als eine Regierungs- und Gesetzesmaschinerie, worin man heute den Kern der Weisheit, die alleinige Garantie der Freiheit und Wohlfahrt sucht; aber wie man es auch nennen mag – es war ein Rahmen, der ein reiches, blühendes Leben umschloß. Soll denn dies alles ein Nichts gewesen sein, weil es sich nicht unter herkömmliche Schulbegriffe bringen läßt? Ich behaupte sogar: es ist ein Postulat der politischen Vernunft und bleibt noch immer ein Bedürfnis für das europäische System, dass inmitten desselben ein Körper besteht, der für sich selbst kein Staat ist, und in welchem vielmehr staatsrechtliche und völkerrechtliche Verhältnisse in einander übergehen. Dadurch allein kann das europäische Völkerrecht einen realen Halt gewinnen. [...]

Wer die innere Geschichte des alten Reiches kennt, wird nicht unbeachtet lassen, wie neben den verfassungsmäßigen und förmlich konstruierten Gewalten fortwährend freie Vereinigungen der verschiedensten Art nebenherliefen, welche, die Grenzen der einzelnen Territorien weit überschreitend und überall durchbrechend, sehr wesentlich zu dem Zusammenhalt des Ganzen beitrugen und tatsächlich einen sehr großen Einfluß auf den Gang der Dinge übten. Die Einigung der verschiedenen Stände, Zünfte und Gilden, als großartigstes Beispiel die Hansa nebst dem Rheinischen Städtebund, gehören dahin, wie andererseits die Ritterorden. In gewisser Hinsicht auch der Schwäbische Bund wie die darauf folgenden Bündnisse bis zu dem Fürstenbund, die sich zwar sämtlich innerhalb der Reichsverfassung bewegten, aber niemals einen konstitutionellen Faktor derselben bildeten. Wie alle solche Verbindungen sich gerade im alten

Reiche am freiesten entwickeln konnten, und andererseits auch gerade für das Reich am meisten Bedürfnis waren, ist leicht zu erklären und darüber hier nicht weiter zu reden. Eben dies aber, behaupte ich, war die zweite charakteristische Seite des Reiches.

Welche Wichtigkeit die Sache hat, wird man jetzt um so besser erkennen, nachdem man seit einiger Zeit fast allgemein zu der Überzeugung gelangt ist, dass neben dem eigentlichen Staat noch ein anderes Entwicklungsgebiet liegt, das heisst die Gesellschaft, deren bisherige Nichtbeachtung in den modernen Verfassungen wie in der modernen Staatslehre als ein so großer Mangel angesehen werden muß. [...]

[...] Erst in neuester Zeit ist man darüber zum Bewußtsein gekommen, und seitdem regt sich auch überall das Verlangen nach freien gesellschaftlichen Bildungen, welchen der Staat Raum geben soll. Ich brauche nur das Wort »Assoziation« auszusprechen, und jedermann fühlt, worum es sich hier handelt. Soviel vorausgeschickt, wird man nun verstehen, was es heißt, dass das alte Reich ein Ineinanderwirken staatlicher und gesellschaftlicher Bildungen darstellte und eben dies zu seinem Wesen gehörte. [...]

Wie es inmitten Europas ein Gebiet geben muß, auf welchem staatsrechtliche und völkerrechtliche Verhältnisse ineinander übergehen, so müssen sich auf diesem Gebiete auch staatliche und gesellschaftliche Bildungen durchdringen.

[...] Diese doppelte Copula völkerrechtlicher und staatsrechtlicher, wie staatlicher und gesellschaftlicher Prinzipien bildet die Idee des Reiches, wenn wir vom Reiche im eminenten Sinne sprechen als von etwas anderem als dem Staat. Ist die Staatslehre, wie früher gezeigt, schlechterdings genötigt, über die Staatsidee selbst hinauszugehen, so kann ihr gerade die Reichsidee als Brücke dienen, um dadurch den Uebergang zu machen zu der allgemeinen Entwicklung der Menschheit. Dies ist der Wert, den diese Idee für die allgemeine Staatslehre hat. Gerade wie Deutschland selbst für

das ganze europäische System die reale Bedeutung hat, das allgemeine Vermittlungs- und Übergangsgebiet zu sein, als das Land der vielfältigsten Bildung, die sich in keine Staatsform hineinzwängen läßt.

Constantin Frantz

1871

Die deutsche Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Versailler Königsschlusses erfolgte in militärischem Stil: Abordnungen aller im Feld stehenden Regimenter waren zugegen. Formell war das Reich, das man am 18. Januar 1871 ausrief, ein Bund der Fürsten, nicht des deutschen Volkes. Tatsächlich war jedoch erreicht, was drei Generationen nationaler Bewegung ersehnt und erhofft hatten.

WILHELM - MEHRER DES REICHES

Nachdem nun das Tedeum gesungen war, begab sich der König, von uns allen gefolgt, nach der vor dem »Salon de la Guerre« erbauten Estrade, auf der bereits die Unteroffiziere mit den Fahnen und Standarten aufgestellt waren, und rief den Fahnenträger mit der zerschossenen Fahne des 1. Bataillons 1. Garderegiments zu Fuß sowie die drei seines Grenadierregiments, von denen einer die ebenfalls zerschossene trug, unmittelbar an sich heran, so dass dieselben dicht hinter ihm und Arm an Arm mit mir standen. Rechts und links von dieser gewiß eigentümlichen Mittelgruppe nahmen die deutschen regierenden Fürsten und Erbprinzen Platz, hinter welchen die Fahnen und Standarten zu stehen

kamen. Nachdem Se. Majestät eine kurze Ansprache an die deutschen Souveräne laut und in der wohlbekannten Weise verlesen hatte, trat Graf Bismarck, der ganz grimmig verstimmt aussah, vor und verlas in tonloser, ja geschäftlicher Art und ohne jegliche Spur von Wärme oder feierlicher Stimmung die Ansprache »An das deutsche Volk«. Bei den Worten »Mehrere des Reiches« bemerkte ich eine zuckende Bewegung in der ganzen Versammlung, die sonst lautlos blieb.

Kronprinz Friedrich Wilhelm

Nun trat der Großherzog von Baden mit der ihm so eigenen, natürlichen, ruhigen Würde vor und rief laut und mit erhobener Rechte: »Es lebe Se. Kaiserliche Majestät der Kaiser Wilhelm!« Ein donnerndes, sich mindestens sechsmal wiederholendes Hurra durchbebte den Raum, während die Fahnen und Standarten über dem Haupte des neuen Kaisers von Deutschland wehten und »Heil Dir im Siegerkranz« ertönte. Dieser Augenblick war mächtig ergreifend, ja überwältigend und nahm sich wunderbar schön aus. Ich beugte ein Knie vor dem Kaiser und küßte ihm die Hand, worauf er mich aufhob und mit tiefer Bewegung umarmte. Meine Stimmung kann ich nicht beschreiben, verstanden haben sie wohl alle; ja selbst den Fahnenträgern habe ich eine unverkennbare Gemütsbewegung angesehen.

Paul von Hindenburg

VON PÄSSEN UND PARTEIBANDEN

Wer aber als Betrachter solch einem Gegenstande, wie es der Beitrag einer Nation zu Europas gemeinschaftlichem Gedankenschatz ist, gerecht werden will, der wird wohl daran tun, sich allen Parteigeistes, des nationalen wie des politischen und religiösen zu entäußern. Der Parteigeist hat seine rechte Stelle im praktischen Leben. Wenn es sich darum handelt, unsern Glauben oder unser Vaterland zu verteidigen, gewisse positive Zwecke zu erreichen, die einzig durch disziplinierte Gesamtkräfte erreicht werden können, so wollen und sollen wir zu einer Partei gehören und bei ihr bleiben usque ad mortem.

Aber wenn wir versuchen, die Geschichte der Menschheit zu verstehen und ihre geheimnisvollen Bahnen zu erkunden; ja, sobald immer wir einen Boden betreten, wo jene praktischen Interessen nicht bedroht sind, wo kein Kampf, kein Streit waltet, wo wir einfach miteinander zu leben, einander zu kennen, höchstensfalls einander zu beurteilen haben, – da wollen und sollen wir solche unliebsame Unterscheidungen vergessen und einander behandeln, als ob wir alle zu einer Nation, einer Partei, einem Glauben gehörten. Hüten wir uns, an Völker oder Tatsachen oder Ideen mit einem vorgefaßten Urteil heranzutreten oder sie argwöhnisch nach ihrem Paß zu fragen, anstatt sie auf ihren inneren Wert zu prüfen. Hüten wir uns, Menschen und Tatsachen und Ideen zu verdammen oder heilig zu sprechen, weil sie russischer oder italienischer Herkunft sind, eine katholische oder protestantische Aufschrift tragen, aus dem konservativen oder liberalen Lager kommen. Dies würde nichts anderes als Barbarei sein – eine Barbarei, welche, so fürchte ich, die Menschheit mehr und

mehr in ihre Gewalt bekommen wird, in dem Maße als die politische Demokratie mit ihrer oberflächlichen Aufklärung und wissenschaftlichen Halbkultur vorschreitet. Je größer die Zahl derer wird, welche am politischen Leben teilnehmen, desto mehr wird die politische, religiöse, nationale Leidenschaft der Gerechtigkeit, Billigkeit und Gutmütigkeit den Garaus machen. Denn ein jeder, der sich in die Knechtschaft der Parteibande begibt, muß notwendigerweise einen Teil der Wahrheit, die er kennt, einen Teil seiner moralischen und intellektuellen Freiheit, einen Teil seiner selbst opfern. Auf der anderen Seite wird bei denen, welche sich von solchen Leidenschaften frei machen, um die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, nach eigenem Sinn zu beurteilen, die Liebe zur Wahrheit in demselben Maße an Kraft zunehmen, als ihre Zahl gering ist. Geben wir uns wenigstens die Mühe, zu diesen wenigen zu gehören; denn sie sind nicht allein die einzigen Freunde der Wahrheit, sie sind nicht allein die einzigen freien Geister, sie allein sind auch die wirklich Gerechten. Und was immer unser verweichlichtes Zeitalter behaupten mag, Gerechtigkeit ist noch das, wird immerdar das sein, wofür Plato und Aristoteles sie erklärten, die höchste und männlichste aller Tugenden.

Karl Hillebrand

1914

DEUTSCHE FREIHEITEN

Im Laufe jahrtausend langer Kämpfe – mit Waffen und im Geiste – hat sich Deutschland nach und nach dieses kostbare Gut, die Freiheit, errungen. Diese deutsche Freiheit

ist ein durchaus originales Erzeugnis; nichts Ähnliches hat bisher die Menschheit gekannt; sie steht ungleich höher als die hellenische Freiheit, außerdem viel breiter und fester angelegt als jene ephemere Erscheinung, die weder dem äußeren Feinde, noch dem inneren Gebrechen Widerstand zu leisten vermochte. Bezeichnend für die deutsche Freiheit ist die bewußte Voranstellung des Ganzen: alle einzelnen Teile innerhalb des Reiches bewahren ihre unabhängige Eigenart, überwinden sich aber nichtsdestoweniger, sich dem Ganzen einordnen zu lassen; ebenso überwindet sich jeder einzelne Mann von Kindheit auf zugunsten der Gesamtheit: das ist der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit. Diese Freiheit, ja, diese kann auf Dauer hoffen! Zum ersten Male in der Geschichte der Welt wird die Freiheit als umfassende, dauernde Erscheinung überhaupt möglich: das beachte man vor Allem! »Freiheit ist nicht Willkür, sondern Wahrhaftigkeit«, sagte Richard Wagner. Wie soll aber ein ganzes Gemeinwesen, eine ganze Nation in ihrem politischen Aufbau und Wesen nicht mehr willkürlich sondern wahrhaftig sein? Der erhabene Anblick, den Deutschland in dem Kriege 1914 bietet, lehrt es uns. [...]

Das Weiterfortbestehen und die Weiterentwicklung der Freiheit auf Erden ist an den Sieg der deutschen Waffen geknüpft, und daran, dass Deutschland sich nach dem Siege treu bleibt. Und ebenso wie innerhalb Deutschlands die Freiheit – die zuerst nur der Traum und das Hoffnungswerk einzelner Gottbegnadeten war, und auch heute nur von denen vollkommen bewußt erfaßt werden kann, die von Natur und Geschick begünstigt sind – dennoch nach und nach das ganze Land durchdringt, wie wir es jetzt im Kriege erleben, wo Millionen sofort zu den Waffen eilten, die nicht dienstpflichtig gewesen wären, also aus freiem Entschlusse: ebenso wird diese deutsche Freiheit sich nach und nach über die ganze Welt erstrecken, soweit die deutsche Zunge reicht. [...] Und die deutsche Sprache – die heilige Aufbewahrerin dieser Geheimnisse –, nicht mehr von ihren eigenen Kindern

in fernen Landen geringgeschätzt und halb vergessen, vielmehr allerorten gepflegt und gefördert, ein Weltdeutschtum begründend, wird nach und nach die andern Völker, soweit es ihnen von der Natur gegönnt sein mag, zum Verständnis der Freiheit erziehen, und damit auch zu ihrem Besitze.

Gott gebe diesen Sieg!

Houston Stewart Chamberlain

1917

WARUM DEUTSCHLAND SIEGEN MUSS!

Zu sagen, warum man den Sieg Deutschlands will und glaubt, ist mit zwei Worten, und auch mit tausend, nicht möglich. Es handelt sich da um letzte Gebundenheiten des Fühlens und Denkens, die der Explikation widerstreben. Das einzelne Argument wird immer beschränkt und nüchtern sein.

Indem ich Ihrer Aufforderung folge, will ich nicht an die Herzen, die Leidenschaften, die Liebe, den Stolz oder gar den Haß appellieren. Ich stelle eine einfache Vernunftserwägung an – für solche, deren Gedankengang nicht geradezu in der Richtung auf Erzbecken und Handelsherrschaft sich zu bewegen gewöhnt ist.

Wer ein nationales Deutschland wünscht – und kein nationalistisches; wer also wünscht, dass Deutschland weit-herzig, frei, weltbürgerlich-gesittet und menschlicher Bildung grenzenlos zugetan sich erweisen könne; wer wünscht, dass in Deutschland Kultur auf lange hinaus überhaupt möglich sei, welche immer ein Kultus der überstaatlichen Weltsphäre, der Sphäre des Geistes, der Kunst, aller höheren Sittlichkeit und Menschlichkeit ist: der muß wünschen, dass Deutschland

nicht gedemütigt und gebrochen werde, sondern unbesiegt, und das heisst siegreich, aus diesem Sturm hervorgehe. Die Niederlage, die nichts beweisende und empörende Niederlage durch Hunger, nach Taten und Leistungen, wie die Welt sie noch nicht sah, würde den Nationalismus zu furchtbarer, alles ausschließender, jede Geistigkeit in Bann schlagender Macht erstarken lassen. Er gewänne fast jeden; die ihm noch Widerpart leisteten, wären wohl auch nicht die Besten, und der Berechtigungs-, der Wiederherstellungskrieg wäre nur eine Frage der Zeit – einer langen vermutlich, einer harten, finsternen, grimmvollen Zeit. Ich wenigstens muß denken, dass es so sein würde; denn ich kann nicht denken, dass das deutsche Volk von englischer Tugend welthistorische Lektionen hinzunehmen sich je würde entschließen können.

Ein gefallenes und auf nichts als Wiedererhebung sinnendes Deutschland könnte wohl freilich geistige Werte von furchtbarer Schönheit, kleistische Werte hervorbringen, und es möchte sein, dass kriegerisches Pathos dann wieder einmal bis in alle höchste Geistigkeit hinauf möglich wäre. Mein Argument aber ist nichts als human. Wem als der eigentlich nationaldeutsche Gemütszustand derjenige der Freiheit, des umfassenden Wohlwollens, menschheitlichen Denkens und Fühlens gilt, ebender muß mit ganzer Seele hoffen, dass Deutschland siegreich sei – und im Dienst dieser Hoffnung das Seine tun.

Thomas Mann

Die Volksgemeinschaft in Deutschland ist kein leerer Wahn, und der Erste Mai war kein getarnter kapitalistischer Trick, er war höchst eindrucksvoll, er war echt: die Arbeit trug plötzlich ihren Makel nicht mehr als Joch, ihren Strafcharakter als proletarisches Leid, den sie die letzten Jahrzehnte trug, sondern sie stand da als Grundlage einer neu sich bildenden, die Stände auflösenden Gemeinschaft, es ist kein Zweifel, für keinen, der es sah, dies Jahr 1933 hat vielem, das seit Jahrzehnten an Sozialismen in der europäischen Luft lag, ein neues festes Gesicht gegeben und einen Teil der Menschenrechte proklamiert. [...]

Ich erkläre mich ganz persönlich für den neuen Staat, weil es mein Volk ist, das sich hier seinen Weg bahnt. Wer wäre ich, mich auszuschließen, weiß ich denn etwas Besseres – nein! Ich kann versuchen, es nach Maßgabe meiner Kräfte dahin zu leiten, wo ich es sehen möchte, aber wenn es mir nicht gelänge, es bliebe mein Volk. Volk ist viel! Meine geistige und wirtschaftliche Existenz, meine Sprache, mein Leben, meine menschlichen Beziehungen, die ganze Summe meines Gehirns danke ich doch in erster Linie diesem Volke. Aus ihm stammen die Ahnen, zu ihm kehren die Kinder zurück. Und da ich auf dem Land und bei den Herden groß wurde, weiß ich auch noch, was Heimat ist. Großstadt, Industrialismus, Intellektualismus, alle Schatten, die das Zeitalter über meine Gedanken warf, alle Mächte des Jahrhunderts, denen ich mich in meiner Produktion stellte, es gibt Augenblicke, wo dies ganze gequälte Leben versinkt, und nichts da ist als die Ebene, die Weite, Jahreszeiten, Erde, einfache Worte –: Volk. So kommt es, dass ich mich denen zur Verfügung stelle, denen Europa jeden Rang abspricht.

[...] Hinter dieser Bewegung steht friedliebend und arbeitswillig, aber, wenn es sein muß, auch untergangsbereit, das ganze Volk.

Gottfried Benn

Aber ich rede hier von Deutschland, das im Sturm der Tatsachen tiefer bedroht ist als irgend ein anderes Land, dessen Existenz im erschreckenden Sinne des Wortes in Frage steht. Welche Kurzsichtigkeit und geräuschvolle Flachheit herrschen hier, was für provinzielle Standpunkte tauchen auf, wenn von den größten Problemen die Rede ist! Man gründe innerhalb unserer Grenzpfähle das Dritte Reich oder den Sowjetstaat, schaffe das Heer ab oder das Eigentum, die Wirtschaftsführer oder die Landwirtschaft, man gebe den einzelnen Länderchen möglichst viel Selbstständigkeit oder beseitige sie, man lasse die alten Herren von der Industrie oder Verwaltung wieder im Stile von 1900 arbeiten oder endlich, man mache eine Revolution, proklamiere die Diktatur, zu der sich dann ein Diktator schon finden wird – vier Dutzend Leute fühlen sich dem schon längst gewachsen – und alles ist schön und gut.

Aber Deutschland ist keine Insel. Kein zweites Land ist in dem Grade handelnd oder leidend in das Weltgeschick verflochten. Seine geographische Lage allein, sein Mangel an natürlichen Grenzen verurteilen es dazu. Im 18. und 19. Jahrhundert war es »Mitteleuropa«, im 20. ist es wieder wie seit dem 13. Jahrhundert ein Grenzland gegen »Asien«, und niemand hat es nötiger, politisch und wirtschaftlich weit über die Grenzen hinaus zu denken, als die Deutschen. Alles was in der Ferne geschieht, zieht seine Kreise bis ins Innere Deutschlands.

Aber unsere Vergangenheit rächt sich, diese 700 jammervoller provinzieller Kleinstaaterei ohne einen Hauch von Größe, ohne Ideen, ohne Ziel. Das läßt sich nicht in zwei Generationen einholen. Und die Schöpfung Bismarcks hatte den großen Fehler, das heranwachsende Geschlecht nicht für die Tatsachen der neuen Form unseres politischen Lebens erzogen zu haben. Man sah sie, aber begriff sie nicht, eignete sie sich innerlich mit ihren Horizonten, Problemen und neuen Pflichten nicht an. Man lebte nicht mit ihnen. Und der Durchschnittsdeutsche sah nach wie vor die Geschicke seines großen Landes parteimäßig und partikularisch an, das heisst flach, eng, dumm, krähwinkelhaft. Dieses kleine Denken begann, seit die Stauferkaiser mit ihrem Blick über das Mittelmeer hin und die Hansa, die einst von der Schelde bis Nowgorod geherrscht hatte, infolge des Mangels an einer realpolitischen Stütze im Hinterlande anderen, sicherer begründeten Mächten erlegen waren. Seitdem sperrte man sich in zahllose Vaterländchen und Winkelinteressen ein, maß die Weltgeschichte an deren Horizont und träumte hungernd und armselig von einem Reich in den Wolken, wofür man das Wort Deutscher Idealismus erfand. Zu diesem kleinen, innerdeutschen Denken gehört noch immer fast alles, was an politischen Idealen und Utopien im Sumpfboden des Weimarer Staates aufgeschossen ist, all die internationalen, kommunistischen, pazifistischen, ultramontanen, föderalistischen, »arischen« Wunschbilder vom Sacrum Imperium, Sowjetstaat oder Dritten Reich. Alle Parteien denken und handeln so, als wenn Deutschland allein auf der Welt wäre. Die Gewerkschaften sehen nicht über die Industriegebiete hinaus. Kolonialpolitik war ihnen von jeher verhaßt, weil sie nicht in das Schema des Klassenkampfes paßte. In ihrer doktrinen Beschränktheit begreifen sie nicht oder wollen nicht begreifen, dass der wirtschaftliche Imperialismus in der Zeit um 1900 gerade für den Arbeiter eine Voraussetzung seiner Existenz war mit seiner Sicherung von Absatz der Produkte

und Gewinnung von Rohstoffen, was der englische Arbeiter längst begriffen hatte. Die deutsche Demokratie schwärmt für Pazifismus und Abrüstung außerhalb der französischen Machtgrenzen. Die Föderalisten möchten das ohnehin kleine Land wieder in ein Bündel von Zwergstaaten ehemaligen Gepräges verwandeln und damit fremden Mächten Gelegenheit geben, den einen gegen den anderen auszuspielen. Und die Nationalsozialisten glauben ohne und gegen die Welt fertig zu werden und ihre Luftschlösser bauen zu können, ohne eine mindestens schweigende, aber sehr fühlbare Gegenwirkung von außen her.

Oswald Spengler

1941

IN DIE ABGRÜNDE DER VOLKSSEELE GESCHAUT

Es ist schicksalhaft bedingt, dass der neue Aufbau der deutschen Wirklichkeit, eines volkhafte-organischen Weltbildes im Reich des künstlerischen Geistes begann. Der Künstler ist der »Wissende des Unbewußten« nach Richard Wagners Wort; er sieht die Tiefen der Volksseele, auch wo sie sich zu vergessen scheint. Wie in der deutschen Bewegung um die Wende des beginnenden Jahrhunderts erhielt er jetzt aus sich selbst den inneren Auftrag, die Volkheit aufzurufen, eine nationale Kultur als Beginn einer neuen politisch-geistigen Ordnung zu schaffen. Ihm waren Leben und Volk eine Einheit – der Wille zum Werk auch der Wille zu seinem Volk. Richard Wagners (1813-1883) Musikdramen waren – so stark auch sie unter den Schatten der Zeit stehen – als Schöpfung eines neuen deutschen Mythos und

Schicksalsgesangs zugleich eine Auflehnung. Seine geistige Heimat wußte Wagner in dem Zeitalter, in dem »die eigene Wiedergeburt des deutschen Volkes aus dem deutschen Geiste hervorgegangen« ... »im vollen Gegensatz zu der übrigen Renaissance der neueren Kulturvölker Europas« – sie sah er verraten in der demoralisierenden westlerischen Zivilisation des eigenen Jahrhunderts. Auf den »Charakter des deutschen Geistes« allein, den diese Wiedergeburt offenbarte, stützte er seine Forderung der nationalen Reform, die den verhängnisvollen Zwiespalt von Kunst, Staat und Volk einen und als Pflicht des Staates den deutschen Geist befähigen sollte, sich aller Welt frei und selbstbewußt kundzugeben. Den metaphysischen Geist deutscher Volkheit, den er am tiefsten an Beethoven erfuhr, setzte er dem modernen Verfall entgegen. Unerträglich war ihm der Hang, in tatlosem Selbstgenuß der Verantwortung untreu zu werden, die vom Deutschen den Ernst und Willen, die Wahrhaftigkeit verlangt. Er wies den Weg nach innen, zu einer Religiosität aus völkischem Grunde. Im musikalischen Drama wollte er deutsche Innerlichkeit ganz beschwören – als neue Bindung der Gemeinschaft. Aus solchem Gemeinschaftsleben heraus sollte seine Kunst den ganzen Menschen ergreifen. Kultur war ihm nicht »Bildung«, sondern die notwendige Entscheidung zur eigenen Art: »Aus einem starken innerem Müssen kann uns einzig die Notwendigkeit zum Handeln erwachsen; ohne solche Notwendigkeit kann aber nichts Echtes und Wahres begründet werden.« Als Band der Gemeinschaft ersehnte er eine neue wahre Religiosität, deren Mittler und Stimme solche Kunst ist, die nur auf der Grundlage »des religiösen Symbols einer vollkommenen sittlichen Weltordnung dem Volke ... wahrhaft verständlich« wird. Seine Kritik am Zeitgeist konnte in seinem Werk nur Schöpfung werden, wenn er diese Volksgemeinde fand, die eine falsche Demokratie zu echtem Sozialismus verwandelt hätte. Nur wo gemeinschaftliche Not empfunden wird, ist ein Volk – ist die Erlösung aus eigenem

Geiste möglich. Vor der Entscheidung, ob sein Volk letzter Zersetzung entgegenseiehe oder gerade in seiner Dumpfheit eine geheime Anlage letzter Reife entgegenschlummere, die einer »weit ausgedehnten neuen Welt den Untergang der uns jetzt noch immer so überragenden Welt ersetzen könnte«, fand er ein trotzendes Ja aus prophetischer Einsicht, dass allein aus der Not des Schicksals solches Erwachen steige. In immer wieder enttäuschem Kampf rief er nach der Einheit von Staat und Geist, denn der Staat als Wille gibt allein die Wirklichkeit, die den Geist entfaltet, – wie ohne ihn der Staat zum Schein ohne metaphysische Wahrheit wird. Wagners Sehnsucht nach Erneuerung blieb dennoch in romantischem Idealismus rückgewandt, und sein Wille zum Werk zwang ihn, seine Zeit zu suchen, auch wenn sie sich solchem Glauben versagte. Um seiner Musik willen schloß er den Frieden mit dem sieghaft geeinten Reich, um sein Kulturheros zu werden – ein tragischer Irrtum, wie ihm das Geschick Bayreuths wies.

Fritz Martini

VOLKSDEUTSCHE UND REICHSDEUTSCHE IN EINS

Das Deutsche Reich, heisst es in Wagners Abhandlung »Deutsche Kunst und deutsche Politik« (1868), deren Grundgedanke die Herausstellung der Kräfte deutschen Geistes und Gemütes als Damm gegen die materialistische Geistesüberfremdung von Frankreich her ist, sei himmelweit verschieden von dem, was damals dem Verlangen der getrennten und zertretenen »Nationalvölker« – der deutschen Stämme – vorschwebte. »Die Geschehnisse ganz Europas faßten sich in den Sorgen der Politik des deutschen Kaiserhofs zusammen.« Jener Ausgleich also zwischen nationalstaatlicher und universaler Bestimmung, an dem das zweite Reich

tatsächlich scheitern sollte, war der tatsächliche Anlaß der Sorge Wagners. [...]

Mit gläubiger Inbrunst wie Arndt hat Richard Wagner um die Erkenntnis »Was ist deutsch?« – so der Titel seiner Schrift vom Jahre 1865 – gerungen und hat in der Abhandlung »Deutsche Kunst und Politik« unter dem Motto der Constantin Frantzschen Überzeugung, dass es Deutschlands Beruf sei, gegen die gleichmachende materialistische Zivilisation der Franzosen »zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts« eine edlere Bildung zur Geltung zu bringen (»weil von allen Kontinentalländern nur Deutschland die erforderlichen Anlagen und Kräfte des Geistes und Gemütes besitzt«), die berühmte Bestimmung gegeben, deutsch sei »die Sache, die man treibt, um ihrer selbst willen und der Freude an ihr willen treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, d. h. das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellt«. Unausgesprochene Voraussetzung einer solchen vergleichenden Wertung ist das völlige Durchdrungensein vom nationalen Geist, der sich in Jahrzehnten beständigen Aufstieges in Europa damals voll durchgesetzt hatte. Allein Wagner blieb dabei nicht stehen. [...] An sich spürte Wagner, wie ihm aus dem Nationalgefühl und dem Glauben an die reichische Sendung Deutschlands Kräfte zuwachsen zu einem Schaffen, das er seinerseits wieder im Wege des Volkes in den Dienst der Menschheit stellte. Als unter den kühn zupackenden Händen Bismarcks sich die Umriss der neuen Reichsherrlichkeit abzuzeichnen begannen, lebte Wagner in überschwänglichen Hoffnungen. Mit der vermeintlich voll erreichten deutschen Einheit sah er die Reformation ihre nationale Aufgabe am deutschen Volk vollenden (»Wachet auf!« in den Meistersingern), das deutsche Heer vor Paris feierte er in Versen voll nationalen Hochgefühls, seine Arbeit für das Kunstwerk der Zukunft,

das aus deutscher Besonderheit geboren sein und die fremden Einflüsse aus dem Süden und Westen ausschalten sollte, schätzte er nicht geringer ein als den erhofften Aufschwung des Reiches unter kaiserlichem Zepter. Dem dichterischen Verherrlicher deutscher Kunst und ihrer volkschaffenden Leistung – wir denken an Hans Sachsens Schlußworte in den Meistersingern (»Verachtet mir die Meister nicht ...«) – war beides eine gemeinsame Angelegenheit.

Karl Kurt Klein

1945

DIE DEUTSCHE INNERLICHKEIT

Zuweilen, und nicht zuletzt bei Betrachtung der deutschen Geschichte, hat man den Eindruck, dass die Welt nicht die alleinige Schöpfung Gottes, sondern ein Gemeinschaftswerk ist mit jemandem anders. Man möchte die gnadenvolle Tatsache, dass aus dem Bösen das Gute kommen kann, Gott zuschreiben. Dass aus dem Guten so oft das Böse kommt, ist offenbar der Beitrag des andern. Die Deutschen könnten wohl fragen, warum gerade ihnen all ihr Gutes zum Bösen ausschlägt, ihnen unter den Händen zum Bösen wird. Nehmen Sie ihren ursprünglichen Universalismus und Kosmopolitismus, ihre innere Grenzenlosigkeit, die als seelisches Zubehör ihres alten übernationalen Reiches, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, zu verstehen sein mag. Eine höchst positiv zu wertende Anlage, die aber durch eine Art von dialektischem Umschlag sich ins Böse verkehrte. Die Deutschen ließen sich verführen, auf ihren eingeborenen Kosmopolitismus den Anspruch auf europäische Hegemo-

nie, ja auf Weltherrschaft zu gründen, wodurch er zu einem strikten Gegenteil, zum anmaßlichsten und bedrohlichsten Nationalismus und Imperialismus wurde. Dabei merkten sie selbst, dass sie mit dem Nationalismus wieder einmal zu spät kamen, dass dieser sich bereits überlebt hatte. Darum setzen sie etwas Modernes dafür ein: die Rassenparole – die sie denn prompt zu ungeheuerlichen Missetaten vermocht und sie ins tiefste Unglück gestürzt hat.

Oder nehmen Sie die vielleicht berühmteste Eigenschaft der Deutschen, diejenige, die man mit dem sehr schwer übersetzbaren Wort »Innerlichkeit« bezeichnet: Zartheit, der Tiefsinn des Herzens, unweltliche Versponnenheit, Naturfrömmigkeit, reinsten Ernst des Gedankens und des Gewissens, kurz alle Züge hoher Lyrik mischen sich darin, und was die Welt dieser deutschen Innerlichkeit verdankt, kann sie selbst heute nicht vergessen: Die deutsche Metaphysik, die deutsche Musik, insonderheit das Wunder des deutschen Liedes, etwas national völlig Einmaliges und Unvergleichliches, waren ihre Früchte. Die große Geschichtstat der deutschen Innerlichkeit war Luthers Reformation – wir haben sie eine mächtige Befreiungstat genannt, und also war sie doch etwas Gutes. Dass aber der Teufel dabei seine Hand im Spiel hatte, ist offensichtlich. Die Reformation brachte die religiöse Spaltung des Abendlandes, ein ausgemachtes Unglück, und sie brachte für Deutschland den Dreißigjährigen Krieg, der es entvölkerte, es verhängnisvoll in der Kultur zurückwarf, und durch Unzucht und Seuchen aus dem deutschen Blut wahrscheinlich etwas anderes und Schlechteres gemacht hat, als es im Mittelalter gewesen sein mag.

Thomas Mann

WOHIN TREIBT DAS DEUTSCHE VOLK
IN DER BUNDESREPUBLIK?

Wir Deutschen aber stehen in der gemeinsamen abendländischen Überlieferung. Man kann nicht sagen, dass die Deutschen von Freiheit nichts wüßten, weil sie sie in so hohem Maße verraten haben. Wir brauchen in der Tat die Umkehr zu uns selbst in unseren geschichtlichen Ursprung. Wir sind nicht verurteilt in die Hölle der Unfreiheit. Wir brauchen nicht die lange Zeit, die den asiatischen und afrikanischen Völkern gegeben werden muß. Für uns kann es heißen: sogleich.

Heute ist nicht zu leugnen, dass in der Bundesrepublik die Neigung, sich politisch aktiv zu beteiligen, noch gering ist, dass man für Politik keine Opfer bringen mag durch Mitarbeit und Geld und Wagnis, dass das Bewusstsein dafür, dass das Schicksal aller in der Politik entschieden wird, oft fehlt.

Die Ausreden gelten nicht: man habe dafür keine Zeit. Die meisten Menschen haben Freizeit und wissen mit ihr nicht viel anzufangen. Wer keine Freizeit hat, das heisst der Selbständige, der irgend Führende, hat doch die Möglichkeit der freien Disposition seiner Kräfte.

Auf die Frage, welchen Charakter wir haben, ist die Antwort nicht durch historisches und psychologisches Wissen zu geben. Die Antwort wird jederzeit von neuem durch die Tat, heute durch das deutsche Volk der Bundesrepublik gegeben. Unsere Hoffnung ist, dass unser Volk die Politiker hervorbringen wird, denen es mit Recht vertrauen darf, mit denen es selber denkt und die ihm im Denken die Klarheit seines Willens bringen. Wenn sie auftreten, muß das Volk auf sie hören und sie erkennen. Dadurch beweist

es seinen politischen Charakter. Wenn die echten Politiker keine Gefolgschaft finden, wenn das Volk nicht auf Gründe hört und nicht die Vernunft dieser Politiker in sich aufnimmt, dann geht es den Weg seines Verderbens. [...]

Endgültiges Sosein des Charakters und Verantwortlichkeit schließen sich aus. Die Deutschen sind, so wenig wie andere Völker, was sie sind, sondern was sie werden kraft der in ihnen liegenden Freiheit. Das aber bedeutet: Sie sind verantwortlich für ihre Regierung. Es ist ungerecht, alles Unheil auf Politiker, Parteien und Regierungen zu schieben. Diese Regierung wäre nicht da, wenn die Deutschen sie entschieden nicht wollten. Ein Volk, sagt man, hat die Regierung, die es verdient. Wie alle Deutsche dafür haften, dass Hitler herrschte, und wie jeder einzelne mitschuldig ist, soweit er nicht vorher getan hat, was er konnte, um diese Herrschaft zu verhindern, und soweit er nachher nicht das Mögliche getan hat, um diese Herrschaft zu sabotieren, so ist es heute. Wir, das Volk, tragen die Verantwortung für die Politiker, auch wenn wir sie verwerfen. Wir müssen, jeder nach seinem Können, öffentlich sagen und tun, was die Möglichkeit zum Besseren fördert. Wir dürfen uns nicht für verantwortungslos halten, indem wir sagen, die Deutschen seien nun einmal so. Die Deutschen sollten auf ihre Schriftsteller hören und deren Gedanken in eigenem Mitdenken prüfen. Denn die Verbreitung von Einsicht und Urteilskraft ist die einzige Vorbereitung dafür, dass durch das Volk selber die Regierung besser werde.

Karl Jaspers

DIE DEUTSCHEN - WEST UND IHRE IDENTITÄT

Es gibt eine starke Überlieferung, die mich als Deutschen durchdringt, ob ich mir dessen bewußt bin oder nicht: Die Überlieferung des Glaubens und der Kultur, der sozialen Entwicklung und der politischen Vergangenheit in Deutschland haben auch meine Existenz mitbestimmt. Damit muß ich mich auseinandersetzen, denn willenslos ausgeliefert bin ich diesen Traditionen nicht. Der Mensch kann ihnen eine neue Richtung geben und dadurch Einfluß auf seine Zeit zu nehmen suchen. Darin ist er frei, dafür ist er verantwortlich. Alle menschliche Geschichte ist Wandel, Veränderung und damit der wichtigste Beleg menschlicher Freiheit, den wir haben.

Mein Deutschsein ist also kein unentrinnbares Schicksal, sondern eine Aufgabe. Wir sind mitverantwortlich, unserem Deutschsein einen Inhalt zu geben. Denn wir müssen nicht nur uns selbst und unseren Nachbarn verständlich sein, wir wollen uns nicht nur bei uns selbst zu Hause fühlen und bei unseren Nachbarn willkommen sein; wir sollten auch einen Inhalt unseres Deutschseins finden, mit dem wir vor unseren Nachkommen bestehen können. Also: Was ist das eigentlich, deutsch?

Fragen wir danach, was Deutschland geographisch, politisch und kulturell umfaßt, so fällt eine gültige Antwort schwer. Dies ist eine Folge unserer bewegten Geschichte, besonders in Hinblick auf unsere Grenzen. Wer in einem historischen Atlas blättert, findet beinahe auf jeder Seite ein anderes, mehr oder weniger deutsches Reichsgebiet. Das liegt an unserer Lage in der Mitte des Kontinents. Niemand hat so viele Nachbarn wie wir. Sie alle haben ständig Einfluß auf die politische Struktur Zentraleuropas gesucht.

Die deutsche Geschichte hat noch nie den Deutschen allein gehört. Mehr als anderen haben wir erfahren, dass Geschichte Wandel ist. Auf die Frage nach der politischen Gestalt der europäischen Mitte hat es bisher keine endgültige Antwort der Geschichte gegeben. [...]

Eine prägende Rolle für Selbstbewusstsein und Identität der Deutschen spielt die Kultur. Sie ist es, die – historisch gesprochen – in erster Linie ein deutsches Nationalgefühl entstehen ließ. [...] Man war gern deutsch, auch wenn der Begriff der Nation schwierig blieb. Das Verhältnis von Kultur und Politik, von Geist und Macht hat uns Deutschen oft besonders zu schaffen gemacht. Schon Schiller hat geklagt:

Deutschland? Aber wo liegt es?

Ich weiß das Land nicht zu finden.

Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Hölderlin nennt die Deutschen »tatenarm und gedankenvoll«. Der Gedanke schweift zurück oder voraus, aber die Tat geschieht hier und heute. Die Deutschen, sagt Nietzsche, sind von vorgestern und übermorgen – sie haben kein heute. Und Thomas Mann schließlich beschwört die deutsche Innerlichkeit, die Musikalität der Seele als schönste deutsche Eigenschaft. Zugleich sieht er bei uns einen Aufstand der Mystik gegen die Klarheit und nennt das Verhältnis des deutschen Gemütes zur Politik ein »Unverhältnis«.

Das alles sind subjektive Urteile, und es geht mir nicht darum, etwas »typisch Deutsches« mit ihnen zu beweisen. Was ich im Zusammenhang mit der Kultur sagen möchte, ist dies: Immer wenn wir Deutschen Kultur ernst nahmen und unseren eigenen Weg der Kultur suchten, waren wir nicht nur anderen willkommen, sondern wir erwiesen uns auch selbst den besten Dienst. So noch heute. [...]

Was heisst es nun eigentlich, deutsch?

Wir sind Menschen wie andere auch, und wie alle

lieben wir unsere Heimat. Freilich hat unsere Lage, unsere Geschichte, haben unsere vielen Nachbarn und nicht zuletzt wir selbst helles Licht und dunklen Schatten verbreitet. Das hat viele Wandel mit sich gebracht und uns den Nachbarn und uns selbst oft schwer verständlich gemacht. Der Lauf der Dinge hat uns kein gleichmäßiges und selten ein vereintes Dasein beschert, sondern Trennungen auferlegt. Diese zu ertragen, ohne gleichgültig zu werden, müssen wir immer wieder lernen. Wir müssen und wir können die Teilung nutzen und fruchtbar machen, nicht nur für uns selbst, sondern für viele andere Menschen auch.

Der französische Dichter Paul Claudel schrieb nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs über uns Deutsche: »Deutschland ist nicht dazu da, die Völker zu spalten, sondern sie zu versammeln. Seine Rolle ist es: Übereinstimmung zu schaffen – all die unterschiedlichen Nationen, die es umgeben, spüren zu lassen, dass sie ohne einander nicht leben können, dass sie aufeinander angewiesen sind.« Das ist ein großer, ein zuversichtlicher Auftrag an uns. In der bewegten Geschichte und in der Trennung liegt auch eine Chance.

Der Weg in die Zukunft ist dunkel und offen zugleich. Auf seine Richtung einzuwirken, liegt an uns. Der Mensch ist frei. Es ist unsere Sache, dem Begriff »deutsch« einen Inhalt zu geben, mit dem wir selbst und mit dem die Welt gern und in Frieden leben können.

Richard von Weizsäcker

DIE DEUTSCHEN – OST UND IHRE FRAGEN

Deutschland. Wie selten das Wort geworden ist!

Wir sagen Bundesrepublik oder Westen, auch »drüben«; Westdeutschland (einst die offizielle Sprachregelung) ist selten geworden. Die Bonzen rufen mit Trompeten-

E und aspirationsfreier, kanzeleisächsischer Anlautung: Pee – ör – Dee! Ost-, Mittel-, West-, Ober-, Nieder-, Groß-, Kleindeutschland – alles ausgestorben, weil unaktuell oder unklar lokalisiert. Die Wetterkarte im Westfernsehen wird mit »im Norden«, »in der Mitte« usw. erläutert. Deutschland als geographisches Phantom!

Und nun gar die Politiker im Westen; sie reduzieren den Gebrauch des Wortes; sie sagen »in der ganzen Republik«, »in diesem Land« (auch das unsägliche »draußen im Lande«); und wenn dann das anstößige Wort kommt, dann ohne das dröhnende »oi«, das uns bei Goebbels oder Hitler ins Ohr springt.

Die Leerstelle die das Wort anzeigt, wird nicht mehr mit wirbelndem Oktaventremolo überdeckt. Es ist Gelegenheit, über seinen Restgehalt nachzudenken.

Jens Reich

1989

EIN ABEND IM DEUTSCHEN BUNDESTAG

Vizepräsident Cronenberg: Das Wort hat der Abgeordnete Spilker.

Spilker (CDU/CSU): Herr Präsident! Meine sehr verehrten Damen und Herren! Bevor ich zu meinem Thema komme, möchte ich Ihnen eine Meldung vorlesen, die ich im Moment erhalten habe. [...] Ab sofort können DDR-Bürger direkt über alle Grenzstellen zwischen DDR und der Bundesrepublik Deutschland ausreisen. [...]

Vizepräsidentin Renger: Die Sitzung ist unterbrochen.
(Unterbrechung von 20.22 bis 20.46 Uhr)

Die unterbrochene Sitzung ist wieder eröffnet. Das Wort zu einer Erklärung der Bundesregierung hat der Bundesminister Seiders.

Seiders (Bundesminister für besondere Aufgaben, Chef des Bundeskanzleramtes): Verehrte Frau Präsidentin! Meine Damen und Herren! Ich möchte eine kurze Erklärung der Bundesregierung abgeben und vorweg sagen, dass dies Tage und Wochen sind, die die Gefühle der Menschen hier und im anderen Teil Deutschlands zutiefst bewegen. Ich habe gerade mit dem Bundeskanzler telefoniert. Lassen Sie mich folgendes sagen: Die vorläufige Freigabe von Besuchsreisen und Ausreisen aus der DDR ist ein Schritt von überragender Bedeutung. Damit wird praktisch erstmals Freizügigkeit für die Deutschen in der DDR hergestellt.

(Anhaltender Beifall bei allen Fraktionen)

Mauer und Grenze in Deutschland werden damit durchlässiger. Die Bundesregierung hofft, dass diese Entscheidung der DDR-Führung einen Schritt in Richtung auf eine echte Liberalisierung der DDR darstellt. Das Ziel muß bleiben – ich denke, das ist unsere gemeinsame Auffassung, ich sage dies bewußt an dieser Stelle –, die Verhältnisse im anderen Teil Deutschlands so zu entwickeln, dass die Menschen, die dort ihre Heimat haben, für sich die Perspektive auf eine lebenswerte Zukunft sehen. [...]

Vizepräsidentin Renger: Das Wort hat der Abgeordnete Mischnick.

Mischnick (FDP): Frau Präsidentin! Meine verehrten Kolleginnen und Kollegen! Der Mut und die Entschlossenheit der Menschen in der DDR haben sich gelohnt. Sie haben Erfolg gehabt. Wir wünschen Ihnen weiter Glück bei dieser Entschlossenheit, bei diesem Mut, auf dem Weg zu mehr Reformen weiterzugehen.

(Beifall bei allen Fraktionen)

Es hat sich gezeigt, dass die Hoffnung, dass mit Veränderungen personeller Art auch Reformen in Gang gesetzt werden, die den Namen »Reform« verdienen, berechtigt war. Ich hoffe, dass diese vorläufige Regelung zu einer endgültigen Regelung der Reisen – nicht nur aus der DDR hierher, sondern auch aus der Bundesrepublik Deutschland in die DDR, allerdings mit einer freizügigeren Regelung – wird.

(Beifall bei allen Fraktionen)

Wer die ersten, unter Besatzungsverhältnissen durchgeführten relativ freien Wahlen im September 1946 und im Oktober 1946 miterlebt hat, wer den 17. Juni 1953 miterlebt hat, den 13. August 1961 politisch aktiv miterlebt hat, den erfüllt heute eine große Hoffnung, eine Befriedigung darüber, dass wir gemeinsam den Glauben an die gemeinsame Nation nie verloren und dass die Menschen in der DDR heute den Glauben an sich selbst gefunden haben.

Unsere Bewährungsprobe steht uns noch bevor. Erweisen wir uns alle dieser Bewährungsprobe würdig! Kleinkariertes Aufrechnen von Lasten oder Belastungen sind dieser historischen Stunde nicht gerecht. Werden wir uns bei unsren Arbeiten in den Gemeinden, in den Landtagen und bei uns hier bewußt, dass das, was jetzt geschehen ist, für uns auch eine große Verpflichtung darstellt!

Freie Wahlen bleiben das Ziel. Sie werden die Voraussetzungen schaffen, dass die Bereitschaft, zu Hause zu bleiben – ich darf das so sagen –, größer werden wird. Sie so bald als möglich durchzuführen, ob mit der Volkskammerwahl oder mit einer Wiederholung der beanstandeten Kommunalwahl beginnend – dies ist eine Entscheidung, die die DDR zu fällen hat. Aber die freien Wahlen sind der Beweis für diejenigen, die heute noch im Zweifel sind, dass

sie wirklich zu Hause bleiben können, weil es sich lohnt, zu Hause zu bleiben.

Alle diejenigen, die noch schwanken, bitte ich herzlich: Bleibt daheim!

(Beifall bei allen Fraktionen – die Anwesenden erheben sich und singen die Nationalhymne)

»Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland
Danach laßt uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand
Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand
Blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland.«

GESAMTDEUTSCH WERDEN

Das Verbot, mich in Deutschland einfach zu Hause zu fühlen, durchzieht mein ganzes Leben. Wir wurden als Kinder zur Scham für Deutschland erzogen, das Schuld am Elend der anderen wie auch an unserem eigenen Bankrott war.

Wir wurden dadurch eine Generation von Weltbürgern, die es modern fand, auf den Globus den Blick zu richten. Wir empfanden leichte Geringschätzung für den Nationalismus der Nachbarn. Ich habe mich aus zwei Gründen immer unwohl in dieser Haltung gefühlt: Einmal unterdrückte sie in mir die Freude, zu einer Kulturnation, einem bedeutenden Sprachraum zu gehören. Und zum anderen hatte ich Sorge, dass man das Feld dumpferen Gefühlen (die in der DDR latent bleiben mußten, aber gerade durch das Tabu anziehend) Raum gibt.

So gehört das Nachdenken über die negativ besetzte nationale Frage zu den Lebensthemen unserer Generation.

Ich bin Deutscher, natürlich. Das Herz schlägt mir im Halse, wenn ich »Willkommen und Abschied« lese oder Benns »Astern«. Wie im Volkslied den Wanderer, der nach

Innsbruck kommt, erfüllt mich die Sehnsucht nach allen Landen, in denen die deutsche Sprache gesprochen wird. Und doch brauche ich den deutschen Nationalstaat nicht. Das kommende Jahrhundert wird, um unseres Überlebens willen, ohne Kriege auskommen müssen, und dann bedarf es keiner Menschenagglomerationen, um vermeintlich durch Stärke behütet zu sein. Small will be beautiful enough.

Das große Loch in uns, die nationale Identität, sollte man nicht mit dünnen Brettern abdecken. Eine skeptische Generation lang ist Verdrängung gelungen: Man war Weltbürger, Europäer, die Bundesrepublik war ein Eigenheim mit Komfort, ohne gefühlige Bindungen. Die DDR blieb ein Zwinger, aus dem viele zu entkommen trachteten. Doch der Stachel ist in uns. Die latente, nach hinten verrutschte Deutschheit kann jederzeit aufbrechen und chauvinistische Vereiterung hervorbringen. Ich muß immer an Goethe denken, den Superstar, den Woodstock-Helden der Werthergeneration, als er sich nach den Franzosenkriegen dem ausbrechenden Nationalrausch versagte.

Wir dürfen das Deutschsein nicht den anderen überlassen, den Rechtsextremen etwa. Sonst mag es geschehen, dass wir blasiert im postmodernen Freizeithemd dastehen und zusehen, wie die Jugend der schwarz-weiß-roten Fahne wieder folgt und beim Liedersingen und der raunenden Beschwörung beim Lagerfeuer das uralte wohlige Schauergefühl erlebt, wenn sich uns das verlorene Rückenfell aufstellt, wenn »es« mir den Rücken »hinabrieselt«.

Wir benötigen alle drei Ingredienzien: Heimatbewußtsein, die spröde DDR-Zugehörigkeit und bestätigtes Deutschsein. Fraglich ist nur, wie man die rechte Mischung erzielt.

Jens Reich

DIE DEUTSCHE NATION AUF NEUEN PFADEN

Aber dahinter ergäbe sich dann in der Tat die Aufgabe, neu zu bestimmen, wer die Deutschen eigentlich miteinander, und dass heißt, auch wenn dies Wort in Deutschland – im Gegensatz zu allen(!) andern Ländern – weithin verpönt ist, als Nation sein wollen. Es wäre in der Tat das Schönste, wenn es uns gelänge, eine ganz normale Nation innerhalb eines allmählich zusammenwachsenden Europa und einer allmählich auch gemeinsam handlungsfähigen Welt zu werden. Dazu gehörte, dass wir endgültig auf unsern stillen Ehrgeiz zum Sonderweg verzichteten (der auch darin besteht, dass wir, im Unterschied zu allen andern, keine Nation sein wollen). Aber anscheinend ist immer noch eine gute Strecke Wegs zu überwinden, bis dieses Ziel erreicht ist: Nicht nur wegen des Hinzutretens der Ostdeutschen, sondern insbesondere auch wegen all der anderen Schwierigkeiten, die sich heute beim Aufbau der Berliner Demokratie stellen. Beim Versuch, die in Westdeutschland entwickelte Demokratie, die nicht ohne Grund als die beste politische Form in der deutschen Geschichte gefeiert worden ist, im erweiterten Land verwurzeln zu lassen, vielleicht mit einer etwas veränderten Verfassung, vielleicht gar indem ein paar Gesichtspunkte und Forderungen der Ostdeutschen berücksichtigt werden.

Jedenfalls aber sollte es die Demokratie sein, die, auch wenn es ihr schwerfiel, ihr Selbstbewußtsein nicht zuletzt daraus beziehen konnte, dass sie fähig war, sich den Untaten der deutschen Geschichte von 1933 bis 1945 zu stellen und in aller Unvollkommenheit auch die historische Verantwortung dafür zu übernehmen. Und es sollte die Demokratie sein, die vielerlei Formen des westlichen Umgangs entwickelt hat, auch Toleranz, auch gegen viele Fremde, so schwierig es war.

Damit dies erreicht wird, wird neuerdings wieder ein Kampf zu führen sein um die Anerkennung deutscher Geschichte, vor allem der zwischen 1933 und 1945, um das Bewußtsein der damaligen Untaten und ihres Ausmaßes. Es wird zugleich ein Kampf um die Sicherung der Toleranz aufzunehmen sein (wobei man vielleicht gut daran tut, nicht zu übersehen, dass es um die Toleranz eine Bevölkerung am besten bestellt ist, wenn sie nicht allzusehr auf die Probe gerät). Vielleicht ist die Errichtung von Asylantenheimen in vornehmen Wohngebieten eine der dringlichsten Aufgaben – damit wenigstens das Problem konkret verstanden wird, vor dem wir gemeinsam stehen. Es wird um vielerlei Veränderungen in den Parteien zu kämpfen sein, wahrscheinlich muß sich auch neues Personal für vieles finden.

Man sollte aber auch sehen, die Nation nicht einfach den Rechtsextremen zu überlassen, deren Potential, wenn sich erst die nötigen Intellektuellen finden, noch ein gutes Stück anwachsen könnte. Was spricht eigentlich dagegen, dass die Zusammenhänge, die sich in Nationen gebildet haben, die die Verständigung, das Zusammenleben und das gemeinsame Handeln, in gewissem Sinne das Sich-aufeinander-Verlassen ermöglichen, als das fungieren, als was sie gebraucht werden: als Solidar- und Verantwortungsgemeinschaften? Gewiß, der Egoismus, der in der BRD unter dem Namen »Selbstverwirklichung« geradezu andächtig verehrt wurde, vielleicht auch die mangelnde Fähigkeit von Intellektuellen, zwischen modernen westlichen Nationen und denen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs zu unterscheiden, vielleicht auch zwischen gesättigten und ungesättigten (im Osten). Aber sonst? Man geniert sich etwas, doch sollte man wohl hinzufügen, dass nationaler Zusammenhalt nicht einfach darauf hinausläuft, dass eine Mischung zwischen Ost und West entsteht – oder dass beide sich gar in einer Mitte zu treffen haben –, sondern dass er, wenn wir politisch überhaupt künftig einigermaßen anständig über die Runden kommen wollen, einfach deswegen gebraucht wird, weil wir vor ganz neuen Aufgaben stehen. Aufgaben, wie gesagt,

auf die die alte BRD sich nicht zu rüsten brauchte. Folglich wird man mit ihren Rezepten nicht einfach auskommen.

Mit den Aufgaben aber, die sich dem Lande stellen, wird man genug zu tun haben, um zunächst dessen Funkzionieren zu sichern, um sodann nach außen wirken zu können zur Bekämpfung der ökologischen Gefahren, der Not in der Welt, zur Erhaltung von Frieden. Und es könnte sein, dass dazu schöne Reden nicht ausreichen. Dass hinter dem allen der Wunsch steht, die Erfüllung menschlicherer Ordnung hier und anderswo zu fördern, ist klar. Aber, um es noch einmal zu wiederholen, man wird zunächst einmal suchen müssen, überhaupt über die Runden zu kommen, mit Anstand, und ohne dass allzu viele auf der Strecke bleiben.

Anders gesagt: Es wäre gut, wenn es in Deutschland nicht zu einer unheiligen Allianz zwischen den Intellektuellen und den Bonnanhängern unter Beamten und Politikern und schließlich größeren Teilen der westdeutschen Bevölkerung käme, denen nichts besseres einfällt, als »Besitzstandswahrung« zu rufen. Denn je schneller die deutschen Intellektuellen sich bequemen, sich darauf einzustellen, dass wir mitten in einer Krise – der »Vereinigungskrise« – stecken und dass auch sonst sehr vieles dabei ist, gründlich anders zu werden, um so besser wird es sein. Insofern sollte man möglichst rasch damit anfangen, um sich dann im einzelnen über vieles zu streiten. Es wäre damit ein gewichtiger Teil der Aufarbeitung der Erbmasse des Ostblocks geleistet; und Deutschland wäre besser imstande, zugleich an der weiteren Aufarbeitung teilzunehmen.

Die griechische Figur der Ate, der schrecklichen Verblendung, ist zwar ein Produkt griechischen Schicksalsglaubens, aber so, wie sie uns vor allem und am elaboriertesten begegnet in der Tragödie, formuliert sie gerade Erfahrungen des politischen Handelns in der Demokratie. Trotzdem sollte man, solange es irgend geht, den Gedanken an die Unüberwindlichkeit solcher Blindheit vermeiden.



EISSLINGER

FOLTZ
Invented for life

MOSER

POGNER

nachtigall

Sachs

□-ZC

ORTEL

SCHWARZ

OTHNER

vogelgesa

ELING

MO

WAR

esang

ga

HWARZ

IMYKY

001

002

003

ALIZ MOSER
nachtigall
RN ORTEL
KOTHNER
POGNER
Sachs





















ZEITTADEL

DIE MEISTERSINGER VON NÜRNBERG

14./15./16. Jahrhundert

Bürgerliche Dichter und Sänger schließen sich in Bruder- und zunftartige Gesellschaften, den Meistersingern, zusammen. Das Milieu ist vornehmlich von Handwerksmeistern geprägt. Als Zentren der Meistersingerbewegung gelten v. a. die süddeutschen Reichsstädte Nürnberg, Augsburg, Straßburg und Frankfurt am Main. In Meistersingerschulen werden die strengen Regeln der Meisterliedkunst vermittelt. Inhaltlich wird sich an der von Luther übersetzten Fassung der Bibel orientiert. Die Meistersinger führen die literarische Tradition des Minnegesangs und der Spruchdichtung fort.

1494

Hans Sachs, der bekannteste Vertreter der Meistersinger, wird geboren. Er erlernt das

Schusterhandwerk und begibt sich anschließend auf Gesellenwanderung. Nach fünf Jahren kehrt er zurück in seine Heimatstadt Nürnberg. Dort wird er Meister des Schusterhandwerks und Zunftmitglied der Meistersinger. Hans Sachs hat zeitweise den Vorsitz der Nürnberger Meistersinger inne und gilt als einer der vielseitigsten Dichter seiner Zeit. Er dient als Vorbild für den gleichnamigen Charakter in Richard Wagners Oper.

1576

Hans Sachs stirbt in Nürnberg.

1697

Johann Christoph Wagenseils Aufsatz »Von der Meistersinger Holdseligen Kunst« erscheint. Wagner bezieht aus diesem Werk später die Namen der Meister, die Titel der Gesänge und die Fachtermini der Meistersinger.

1811

Jacob Grimm verfasst die Schrift »Über den altdeutschen Meistergesang«.

22. Mai 1813

Richard Wagner wird in Leipzig geboren.

1819–1821

In seiner Erzählung »Meister Martin der Küfner und seine Gesellen«, erschienen in der Sammlung »Die Serapionsbrüder«, thematisiert E. T. A. Hoffmann den Wettstreit im Meistergesang in Nürnberg.

1827

Johann Ludwig Deinhardsteins Schauspiel »Hans Sachs« über den berühmten Meistersinger wird uraufgeführt.

1835–1840

»Die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen« von Georg Gottfried Gervinus erscheint. Wagner schreibt in seiner Autobiographie: »Aus wenigen Notizen in Gervinus Geschichte der deutschen

Literatur hatten die Meistersinger von Nürnberg, mit Hans Sachs, für mich ein besonderes Leben gewonnen. Es ergötzte mich schon der Name des Merkers, sowie seine Funktion beim Meistersingen unheimlich.«

In dieses Jahr fällt auch Wagners Nürnberger Prügelerlebnis, das ein Urbild der späteren Prügel-Szene der Meistersinger war (Wagner berichtete darüber in »Mein Leben«).

1840

Das Schauspiel »Hans Sachs« von Johann Ludwig Deinhardstein dient Albert Lortzing als Vorlage für seine gleichnamige komische Oper, die am 23. Juni in Leipzig uraufgeführt wird. Wagner befindet sich in Paris und lernt erst nach seiner Rückkehr 1842 in Dresden Lortzings Werk kennen. Man geht davon aus, dass Wagners späterer Prosaentwurf maßgeblich von Deinhardsteins Schauspiel beeinflusst wurde. Es finden sich hier bereits zentrale Handlungsmotive der Oper von Wagner.

2. Januar 1843

»Der fliegende Holländer« wird in Dresden uraufgeführt.

1845

Während eines Kuraufenthalts im böhmischen Marienbad entwirft Wagner die erste Prosaskizze für »Die Meistersinger von Nürnberg«.

26. August 1850

»Lohengrin« wird in Weimar uraufgeführt.

1851

Wagner erwähnt den ersten Prosaentwurf einer komischen Oper über die Meistersinger in seiner Schrift »Mittheilung an meine Freunde«. Probleme der Kunstanschauung rücken im Verlauf der weiteren Ausarbeitung in den Vordergrund. Die Intrige gegen den Merker ist in der ersten Fassung scharf akzentuiert, denn Sachs »gibt ihm ein Gedicht des jungen Ritters, von dem er vorgibt, nicht zu wissen, woher es ihm gekommen sei«, während

in der endgültigen Fassung sich »halb um einen Diebstahl Beckmessers« und »halb um ein trügerisches Geschenk« handelt (Carl Dahlhaus).

1861

In Paris erfolgt die Ausarbeitung des Konzepts. Wagner kündigt seinem Verleger Schott in einem Brief an, dass er einen Entwurf für eine schon früher geplante komische Oper verfasst hat. Im November dieses Jahres reist Wagner nach Venedig und beschließt dort, angeblich unter dem Eindruck von Tizians Himmelfahrt der Maria im großen Dogensaal, die Aufführung der »Meistersinger«. Auf der Rückreise nach Wien fällt Wagner die »Atmosphäre des Stücks« in einem musikalischen Eindruck ein: »Während der Fahrt, gingen mir die Meistersinger, deren Dichtung ich nur noch nach meinem frühesten Konzept trug, zuerst musikalisch auf; ich konzipierte sofort mit größter Deutlichkeit den Hauptteil der Overtüre in C-Dur.«

1862

Das Textbuch zu »Die Meistersinger von Nürnberg« wird bei einem achtwöchigen Aufenthalt in Paris fertig gestellt. Er notierte sich die Melodie des »Wach auf« Chores. Nach Cosima Wagners Tagebuchaufzeichnungen war diese Melodie für Wagner die »Quintessenz des Werkes«. Im April entsteht die Orchesterskizze des Vorspiels.

10. Juni 1865

In München wird »Tristan und Isolde« uraufgeführt.

1867

Wagner stellt die Partitur fertig. Die zur geplanten Verlobung seines Gönners König Ludwig II. für den 12. Oktober angesetzte Uraufführung im Münchener Nationaltheater, kommt wegen der aufgehobenen Verlobung nicht zustande.

21. Juni 1868

Die »Meistersinger von Nürnberg« wird im Münchener Königlichen Hof- und

Nationaltheater unter der Leitung von Hans von Bülow mit großem Erfolg uraufgeführt.

1870

Am 27. Februar feiert die Oper »Die Meistersinger von Nürnberg« in Wien Premiere. Das Werk spaltet das Publikum; so rühmt Johannes Brahms die Oper, dass sie wertvoller ist »als alle Opern, die nachher komponiert worden sind«. Die Berliner Erstaufführung ist ein eklatanter Misserfolg; während der Prügelzene entsteht im Zuschauerraum ein regelrechter Skandal mit Pfeifen, Toben und Schreien.

13. Februar 1883

Richard Wagner stirbt in Venedig.

1885

Friedrich Nietzsche veröffentlicht seine Schrift »Jenseits von Gut und Böse«, in der er über die Musik der »Meistersinger« urteilt: »Diese Art von Musik drückt am besten aus, was ich von den Deutschen halte: sie sind von vorgestern und von übermorgen, – sie haben kein Heute.«

1888

Cosima Wagner inszeniert die erste Bayreuther Aufführung der »Meistersinger«.

21. Juli 1933

Die »Meistersinger« werden aus Bayreuth, in einer Inszenierung von Hans Tietjen und unter der musikalischen Leitung von Karl Elmen-dorff, als Weltsendung im Radio übertragen. Goebbels hält in der ersten Pause eine Ansprache über Richard Wagner und das Kunstempfinden unserer Zeit. Auch Hitler ist anwesend.

1943

Im Dritten Reich werden die »Meistersinger« überall als politische Festoper missbraucht. Hans Tietjen inszeniert erneut die »Meistersinger« in Bayreuth. Die sogenannten Kriegsfestspiele werden in der offiziellen Propaganda »als Bekenntnis und Beitrag zum Sieg« (Robert Ley) deklariert.

1943/44 stehen »Die Meistersinger von Nürnberg« als einziges Werk auf dem

Spielplan der Festspiele.

Das Publikum besteht aus Soldaten und Rüstungsarbeitern, die von der NS-Organisation »Kraft durch Freude« nach Bayreuth geschickt wurden. Auf der Festwiese wirkt die SS-Standarte Wiking mit.

Die Frankfurter Zeitung schreibt am 7. August 1943: »Die politische Resonanz war wie 1933 bei den Zuhörern und Zuschauern des letzten Bildes untrüglich zu spüren. Man hörte den Appell und verstand ihn.« Die Bühnenbilder dieser Inszenierung stammen von Wieland Wagner. Noch bekennt er sich ausdrücklich zu den Regieanweisungen Richard Wagners.

1955

Am 4. September 1955 wird die wiederaufgebaute Staatsoper Unter den Linden mit der Premiere »Die Meistersinger von Nürnberg« unter der musikalischen Leitung von Franz Konwitschny und unter Regie von Max Burghardts wiedereröffnet.

1998

Am 5. April 1998 findet an der Staatsoper Unter den Linden die Premiere der Neuproduktion von »Die Meistersinger von Nürnberg« unter der musikalischen Leitung von Daniel Barenboim und in der Regie von Harry Kupfer statt.

2015

Am 3. und 4. Oktober findet die Premiere der Neuproduktion unter der musikalischen Leitung von Daniel Barenboim und in der Regie von Andrea Moses an der Berliner Staatsoper im Schiller Theater statt.

PRODUKTIONSTEAM

MUSIKALISCHE LEITUNG Daniel Barenboim
INSZENIERUNG Andrea Moses
BÜHNENBILD Jan Pappelbaum
KOSTÜME Adriana Braga Peretzki
LICHT Olaf Freese
EINSTUDIERUNG CHOR Martin Wright
DRAMATURGIE Thomas Wieck, Jens Schroth
MUSIKWISSENSCHAFTLICHE BERATUNG Moritz Lobeck

PREMIERENBESETZUNG

HANS SACHS Wolfgang Koch
VEIT POGNER Kwangchul Youn
KUNZ VOGELGESANG Graham Clark
KONRAD NACHTIGALL Gyula Orendt
SIXTUS BECKMESSER Markus Werba
FRITZ KOTHNER Jürgen Linn
BALTHASAR ZORN Siegfried Jerusalem
ULRICH EISLINGER Reiner Goldberg
AUGUSTIN MOSER Paul O'Neill
HERMANN ORTEL Arttu Kataja
HANS SCHWARZ Franz Mazura
HANS FOLTZ Olaf Bär
EVA Julia Keiter
MAGDALENE Anna Lapkovskaja
WALTHER VON STOLZING Klaus Florian Vogt
DAVID Stephan Rügamer
EIN NACHTWÄCHTER Jan Martiník

STAATSKAPELLE BERLIN STAATSOPERNCHOR

PREMIERE 3. und 4. Oktober 2015
STAATSOPER IM SCHILLER THEATER

IMPRESSUM

HERAUSGEBER Staatsoper Unter den Linden
INTENDANT Matthias Schulz
GENERALMUSIKDIREKTOR Daniel Barenboim
GESCHÄFTSFÜHRENDER DIREKTOR Ronny Unganz

REDAKTION Dramaturgie der Staatsoper Unter den Linden
2., neu gestaltete und durchgesehene Auflage 2019),
© 2015 Staatsoper Unter den Linden

TEXTNACHWEISE Horst Brunner, Meistergesang, in H. Brunnner:
Literaturwissenschaftliches Lexikon, Berlin 2006 / Johann Christoph
Wagenseil: Buch von der Meister-Singer holdseliger Kunst, Göttingen 1975 /
Julius Posener: Das Schloss wieder aufbauen?, zitiert nach: Katalog zur
Ausstellung Das Schloss?, Berlin 1993 / Martin Luther, Tischreden, Stuttgart
1981 / Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Das älteste Systemprogramm des
deutschen Idealismus, in: G. W. F. Hegel, Gesammelte Werke, 1. Frühschriften,
Frankfurt/Main 1986 / Johann Gottlieb Fichte, Reden an die Deutsche Nation,
Stuttgart 1938 / Philipp Jakob Siebenpfeiffer, Rede auf dem Hambacher Fest
1832; zitiert nach: 1848 – Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit, hrsg. von
Tim Klein, München/Leipzig 1914 / Robert Prutz, Zur politischen Poesie der
Deutschen, in: R. E. Prutz, Zu Theorie und Geschichte der Literatur, Berlin (Ost)
1981 / Wilhelm Heinrich Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage
einer deutschen Social-Politik in: W. H. Riehl, Naturgeschichte des deutschen
Volkes, Stuttgart 1939 / Richard Wagner, Was ist deutsch?, Mein Leben, Eine
Mittheilung an meine Freunde, Über Schauspieler und Sänger in: R. Wagner:
Sämtliche Schriften und Dichtungen, Leipzig o. J. / Wilhelm Scherer,
Geschichte der deutschen Sprache, zitiert nach: Wilhelm Dilthey, Vom
Ausgang des geschichtlichen Bewusstseins, Gesammelte Schriften, Band XI,
Stuttgart/Göttingen 1965 / Constantin Frantz, Die Naturlehre des Staates,
Augsburg 1949 / Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Paul von
Hindenburg; zitiert nach Wilhelm Mommsen, Politische Geschichte von
Bismarck bis zur Gegenwart, 1850 – 1933, Frankfurt/Main 1935 /
Karl Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen, zitiert nach: Deutscher Geist,
Band 2, Frankfurt/Main 1982 / Houston Stewart Chamberlain, Kriegsaufsätze,

München 1915 / Thomas Mann, An die Redaktion der Frankfurter Zeitung,
 in: Th. Mann: Aufsätze, Reden, Essays, Band 2, Berlin (Ost) 1983 /
 Oswald Spengler, Jahre der Entscheidung, München 1933 / Gottfried Benn,
 Antwort an die literarischen Emigranten, in: G. Benn, Gesammelte Werke,
 Band IV, Stuttgart 1986 / Fritz Martini, Verfall und Neuordnung in der
 deutschen Literatur seit dem 19. Jahrhundert, in: Von deutscher Art in Sprache
 und Dichtung, hrsg. von Gerhard Fricke, Franz Koch und Klemens Lugowski,
 Vierter Band, Stuttgart 1941 / Karl Kurt Klein, Der gesamtdeutsche Gedanke
 in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts; in: ebd. / Thomas Mann,
 Deutschland und die Deutschen, zitiert nach: Reden die die Welt bewegten,
 Essen o. J. / Karl Jaspers, Wohin treibt die Bundesrepublik?, München 1966 /
 Richard von Weizsäcker, Von Deutschland aus, München 1987 / Jens Reich,
 Rückkehr nach Europa, München 1991 / Parlamentsszenen einer deutschen
 Revolution, hrsg. von Helmut Herles und Ewald Rose, Bonn 1990 /
 Christian Meier, Halbwegs anständig über die Runden kommen, ohne dass
 zu viele zurückbleiben, in: Politik ohne Projekt?, hrsg. von Siegfried Unseld,
 Frankfurt/Main 1993.

Die Zeittafel wurde von Johanna Müller für dieses Programmheft verfasst.
 Alle Texte, die nicht für dieses Programmbuch verfasst wurden, folgen ihrer
 jeweils originalen Orthographie.

Die Texte von Johann Christoph Wagenseil und Robert Prutz wurden der
 Lesbarkeit halber vorsichtig redigiert.

Urheber, die nicht erreicht werden konnten, werden um Nachricht gebeten.

FOTOS Bernd Uhlig fotografierte bei der Klavierhauptprobe
 am 24. September 2015.

GESTALTUNG, LAYOUT Dieter Thomas nach Herburg Weiland, München

HERSTELLUNG Druckerei Conrad, Berlin



M D C C X L I I I



STAATS OPER UNTER DEN LINDEN